Heft 10 1936
Oktober

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier

Erscheint in Berlin
monatlich

Preis
25
Rpfg.
frei Haus

Was mag er ausgefressen haben

Aufnahme E. Hase

Amtliches

Die „Reichs-Elternwarte" und der NS.-Lehrerbund

Auf Anordnung der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes in Bayreuth trägt die „Reichs-Elternwarte" – das Organ der Schulgemeinden – von heute ab die Bezeichnung:

„Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier, Gauamtsleiter der NSDAP."

Mit dieser Bezeichnung ist auch nach außen hin die politische und pädagogische Ausrichtung der Zeitschrift auf die Ziele des nationalsozialistischen Staates klar und eindeutig zum Ausdruck gebracht.

Die „Reichs-Elternwarte" ist die einzige amtlich anerkannte Elternzeitschrift des NS.-Lehrerbundes.

*

Eltern, benutzt die pädagogische Sprechstunde der „Reichs-Elternwarte"!

Um den Beziehern unserer Zeitschrift in allen Fragen der Erziehung, allen Nöten und Sorgen um ihre Kinder, rechte Antwort geben zu können, haben wir namhafte Pädagogen aller Schulrichtungen verpflichtet, die sowohl mündlich als auch im Briefdienst Fragen aus unserem Bezieherkreis beantworten. Die Beratung erfolgt selbstverständlich unentgeltlich, im Briefdienst bitten wir der Anfrage lediglich das Rückporto sowie den Bestellschein (der mit der Antwort zurückgegeben wird) beizulegen. Die Anfragen sind zu richten an die Schriftleitung der „Reichs-Elternwarte", Abt.: pädagogische Sprechstunde, Berlin SW 19, Wallstr. 17/18

*

Schülerreisen ins Ausland.

Der holländische Lehrer Dr. van Cittert in Amsterdam C, Prinsengracht 831, hat verschiedentlich durch Vermittlung der Schulleitung Schüler deutscher Schulen zu kostenfreiem Aufenthalt nach Holland eingeladen. Aus gegebener Veranlassung untersage ich allen Schülern, solchen Einladungen Folge zu leisten.

Im übrigen halte ich es für zweckmäßig, daß Schülerreisen ins Ausland grundsätzlich nur durch die Deutsche Pädagogische Auslandsstelle in Berlin (Pädagogische Abteilung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes) vermittelt werden.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrag: von Kursell.

Unfallverletzter muß Operation dulden.

Zur Frage, inwieweit ein Unfallverletzter zur Duldung von Operationen verpflichtet ist, hat jetzt das Reichsversicherungsamt eine grundsätzliche Entscheidung getroffen. Danach muß der Verletzte ein gewisses Maß von Gefahr und Schmerzen auf sich nehmen und eine Operation dulden, wenn durch sie nach dem Gutachten der Sachverständigen eine angemessene Aussicht auf Besserung der bestehenden Unfallfolgen besteht.

Auch seelische Mißhandlung der Jugend soll strafbar sein.

Das kommende Strafrecht wird besondere Bestimmungen im Rahmen des Schutzes der Arbeitskraft auch zu Gunsten der Jugendlichen enthalten. Dabei handelt es sich vor allem um die

---

Fortsetzung der amtlichen Mitteilungen auf Seite 358

Inhalts-Übersicht

Wem gehört das Kind?
Von Martin Schumacher
Seite 328

*

Hilfe bei der Schularbeit
Von Edmund Fischer
Seite 330

*

Sie wollen bitte entschuldigen ...
Von Albrecht Schäfer
Seite 332

*

Kunsterziehung – wozu?
Von Richard Finke
Seite 333

*

Schule und Winterhilfswerk
Von Ludwig Seng
Seite 336

*

Gesegnete Mahlzeit!
Von Frau Anni Weber
Seite 338

*

Mutter turnt
Von Erwin Jäkel
Seite 340

*

Morgen ist Wandertag
Von Josef Sauer
Seite 341

*

„Willi"
Von Möller-Crivitz
Seite 344

*

Die Gemeinschaft als Erzieherin
Von Ewald Welzel
Seite 346

*

„Männer unter sich"
Von Henrich Hansen
Seite 349

*

Die Lüge
Von Paula Koenig
Seite 350

*

„Aus der Perspektive eines Kindes"
Von Hans Alt
Seite 352

*

Geschichten um Hans-Erich
Von Erika Schulemann
Seite 352

*

Der kleine Zottelbär
Von Ewald Kissing
Seite 353

*

Was können unsere Kinder werden?
Der Koch / Von Dr. Hans Hajek
Seite 354

*

Die Frau am Bienenstand
Von Dr. Gerda Simons
Seite 356

*

Kurzweil am Feierabend
Seite 358

Heft 10 1936
Oktober

Reichs-Elternwarte

Das Organ der Schulgemeinden

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier

Ewald Welzel
zum Aufsatz auf Seite 346

Die Schule ist aus!

Martin Schumacher:

Wem gehört das Kind?

„. . . und letzten Endes ist der Klaus **mein** Junge, und nur **ich** habe darüber zu bestimmen, wie er erzogen wird. Und wenn ich ihn falsch erziehe, ist das auch noch **meine** Sache!" schließt Herr Störck seine erregte Auseinandersetzung, die er mit seinem Nachbarn wegen gewisser Ungezogenheiten seines Sprößlings hatte.

„. . . noch bist du **meine** Tochter und noch bist du in **unserer** Gewalt und hast zu tun, was dein Vater und ich für gut befinden," bricht Frau Strohmeier eine etwas lebhafte Aussprache mit ihrer halbwüchsigen Tochter ab.

„Wir haben uns entschlossen, **unsern** Franz-Friedrich studieren zu lassen; das ist in unserer Familie so Tradition. Und der Franz-Friedrich wird gar nicht erst lange gefragt!" hört man Herrn und Frau Doktor Steinborn sagen, wenn irgendwo einmal das Thema Berufswahl angeschnitten wird.

Also: **mein** Junge, **meine** Tochter, **unser** Kind — man spürt, mit welcher Bestimmtheit die Betonung auf das besitzanzeigende Fürwort gelegt wird, wie besitzfroh und besitzstolz sich Vater und Mutter fühlen.

Dürfen sie es etwa nicht? Die Kinder gehören ihnen ja; sie sind die Erzeuger und die nach dem Gesetz Erziehungsberechtigten. Sie dürfen also mit dem Kinde machen, was sie wollen.

(Daß hier nicht von den Fällen die Rede sein soll, in denen das eben angeführte Gesetz gegen die Eltern einschreitet und ihnen etwa wegen Kindesmißhandlung oder dergl. das Erziehungsrecht beschneidet oder ganz entzieht, braucht nicht erwähnt zu werden.)

Ja — das Kind gehört den Eltern, diese Tatsache ist ihnen gesetzlich verbrieft; und keine Macht der Welt wird die Eltern zwingen können, ihre Einwilligung zu Lenchens Eintritt in den Sportverein zu erteilen oder den Plan, Franz-Friedrich studieren zu lassen, aufzugeben. Und wenn Herr Störck seinen Klaus verzieht, so ist das wirklich seine Sache, die ihn allein etwas angeht und — seinen Sohn . . .

Ja, diesen auch. Zwar kann der zur Zeit nichts dazu tun, wenn er zu einem Rechthaber, Egoisten oder Flegel erzogen wird. Aber im späteren Leben wird er — oder seine Umgebung — darunter zu leiden haben, daß er's geworden ist. Und hier berühren wir die Tatsache, die dem Elternrecht und der Elternwillkür eine Schranke setzt: die Verantwortung. Die Verantwortung dem Kinde gegenüber und — der menschlichen Gesellschaft.

Es will uns oft so scheinen, als sähen viele Eltern diese Verantwortung nicht. Sie wollen das Leben ihrer Kinder — das gegenwärtige, wie das zukünftige — in Bahnen zwingen, die ihnen die aus irgendwelchen Gründen die rechten scheinen, ohne dabei zu bedenken, daß das Kind doch vom ersten Tage seines Daseins an auch ein Eigenleben führt und führen will.

Gehen wir den Gründen nach, so entdecken wir, daß sie gar vielerlei Natur sind. Da ist zunächst die Mutter, die ihrer natürlichen Liebe zu ihrem Kind nicht anders Ausdruck geben zu können glaubt, als daß sie es den ganzen Tag über abküßt und abdrückt. Sie merkt gar nicht, wie wenig dem Kind, das doch mal seine Ruhe haben und seinen eigenen Träumen oder Spielereien nachgehen möchte, daran gelegen ist. Macht man die Mutter darauf aufmerksam, wird sie entrüstet antworten: „Erlauben Sie mal, das ist doch **mein** Kind, mit ihm kann ich machen, was ich will . . .! Und schließlich: Ich habe ja nichts weiter auf der Welt als mein Kind . . ."

Weshalb kostet es denn allsonntäglich Tränen, warum setzt es denn Prügel, daß die Jungen ihren guten Anzug (den mit der Bügelfalte in der flanellenen Hose und mit dem blütenweißen Matrosenkragen) regelmäßig verschmutzen und zerknautschen? Warum läßt die Mutter sie nicht auch Sonntags in einem derben Gewand herumlaufen, dem der Junge etwas zumuten kann? Weil es ihre Eitelkeit nicht zuläßt, weil es ihr unerträglich wäre, wenn sich **ihre** Jungen nicht vorteilhaft von der übrigen Gesellschaft abheben würden. Und das wäre ja noch schöner, wenn sie ihre Jungen nicht **so** anziehen sollte, wie es **ihr** richtig erscheint. Und die Jungen haben sich eben daran zu gewöhnen. . . . Sie gehören ja ihr. . . .

Mißgelaunt kommt Herr Freihuber von der Arbeit. Es hat auf dem Arbeitsplatz mal wieder allerhand Aerger gegeben. Der Meister und der Polier haben den ganzen Tag mit ihm herumgezankt, und manche „Demütigung" hat er einstecken müssen, er, der doch nach seiner heiligen Ueberzeugung viel eher auf einen der Posten gehörte, die jene bekleiden. Aber das Leben war lieblos zu ihm: nirgends darf er befehlen, immer muß er gehorchen, immer muß er Amboß sein. Nur zu Hause ist es anders. Seine Frau zwar ähnelt sehr dem Meister und dem Polier, auch sie läßt neben der ihren keine Meinung gelten. Aber die Kinder — die fürchten den strengen Vater, die zittern vor seiner lauten Stimme, mit der er — kaum zu Hause angekommen — seine Herrenstellung und seine Macht unterstreicht. Kein freundliches Wort gönnt er ihnen, sie könnten es ja als Schwäche auslegen, und seine Autorität könnte darunter leiden! Darum bereitet ihnen die Stunde seiner Heimkehr keine frohen Ge-

fühle und seine Gegenwart ist ihnen Qual. Doch er sonnt sich im Glanze seiner Herrschergewalt, die doch — bei Licht besehen — nichts weiter ist als ein fadenscheiniger Mantel, der seine eigene Jämmerlichkeit verdeckt. Doch die Kinder haben sich seinen Launen zu fügen, es sind ja *seine* Kinder. . . .

Wieviel Herzeleid bliebe Kindern erspart, wenn sie von ihren Eltern nicht gar zu gedankenlos bei jeder Gelegenheit als ihr Eigentum reklamiert würden! Und wie viele wertvolle Kräfte und Anlagen im Kinde blieben für dies und — für die Gesellschaft nicht ungenützt, wenn sich die Eltern der Verpflichtung recht bewußt wären, die in dem Begriff „Eigentum" einbeschlossen ist.

Aber es ist doch so: Wird für den Familienhaushalt eine neue Nähmaschine angeschafft, so läßt sich die Mutter peinlichst in ihrem Gebrauch unterweisen. Sie macht vielleicht sogar einen „Kursus" mit, der sie instand setzt, das neue Eigentum ja richtig auszunutzen und vor allem richtig zu behandeln; denn es hat ja viel Geld gekostet. Vor dem Autokauf wird wochenlang eine Fahrschule besucht, nicht nur um der gesetzlich vorgeschriebenen Führerprüfung willen, sondern um das kostbare Stück richtig — auch in seinem Innern — kennen und behandeln zu lernen. Hat man je davon gehört, daß die Eltern einen Lehrgang besucht hätten, in dem sie in der rechten Behandlung und Erziehung der Kinder unterwiesen wurden? Gewiß — die mehr technische Seite der Pflege und Betreuung des Kleinkindes (Säuglingspflege) haben sich viele Mütter in Kursen und Schulungslagern zu eigen gemacht. Und es soll auch hier, weiß Gott, nicht neuen Einrichtungen das Wort geredet werden, die imstande wären, das Familienleben, in dem doch die Kindererziehung ein Kernstück ist, zu mechanisieren und seiner Innerlichkeit zu entkleiden. Aber wie in Nr. 9 der „Reichs-Elternwarte" unter dem Kennwort: „Eltern, denkt einmal nach!" soll auch hier darauf hingewiesen werden, wie wenig sich doch im allgemeinen die Eltern um das Eigenleben ihrer Kinder bekümmern, wie sehr sie sich vielmehr dazu in der Lage fühlen, ohne ernstliches Nachdenken über ein Erziehungsziel und den zu diesem Ziele führenden Weg das Leben ihrer Kinder erzieherisch zu gestalten.

Es soll nichts gegen die Behauptung gesagt werden, rechte Eltern, insbesondere eine rechte Mutter, wüßten instinktiv aus ihrem natürlichen Gefühl heraus den richtigen Weg in der Kindeserziehung zu finden. Wohl aber glauben wir die Frage aufwerfen zu dürfen: Was aber, wenn dieser Urinstinkt durch allerlei menschliche, allzumenschliche Schwächen des Elternhauses oder eines Teiles der Eltern — Eitelkeit, Borniertheit, Herrscherlaune usw. — verflacht, überwuchert oder gar verloren gegangen ist?! — Die Kinder sind das Eigentum der Eltern; aber keine Sache, sondern lebendige Wesen und dazu zu schade, ein Spielball elterlicher Launen oder ein Objekt ihrer Eitelkeit zu sein. Und aus der sittlichen Verantwortung dem Kinde gegenüber ergibt sich für das Elternhaus die Pflicht, in Erziehungsfragen jede Willkür einzudämmen, vielmehr die Erziehung auf das Kind und seine Zukunft unter Berücksichtigung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Charaktereigenschaften abzustimmen.

Nimmer wird's gelingen,
Zucht mit Ruten zwingen:
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort soviel als Schlag.
Dem gilt Wort soviel als Schlag,
Wer zu Ehren kommen mag:
Zucht mit Ruten zwingen,
Nimmer wird's gelingen.

Walther von der Vogelweide

Auch aus der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft. Es kann ihr, die uns in ihrer konkretesten und erhabensten Form als Staat entgegentritt, nicht gleichgültig sein, wie ihre Glieder, also die Staatsbürger, beschaffen sind. Sie fordert von der Familie, daß sie die sittlichen und staatserhaltenden Tugenden in den künftigen Staatsbürgern wecke, pflege und entwickele. Staaten, die von Bestand sein wollten und sich zur Lösung von Kulturaufgaben verpflichtet fühlten, haben stets diese Forderung erhoben, allerdings oft, ohne ihre Durchführung mit letzter Konsequenz zu überwachen. Der deutsche Volksstaat läßt es an dieser Konsequenz nicht mangeln. Sein klares auf den von der nationalsozialistischen Idee erfüllten deutschen Menschen gerichtetes Erziehungsziel verfolgt er mit seinen Einrichtungen — Schule, Hitlerjugend, Arbeitsdienst usw. — mit unbeirrbarer Geradheit. Und — er verlangt auch von der Familie, daß sie ihre Erziehungsgrundsätze auf das gleiche Ziel ausrichte. Ein verzogener, gegen die Volksgemeinschaft gerichteter Klaus Störck und ein verpimpeltes Lenchen Strohmeier haben im neuen Staate keinen Platz mehr. Und wenn wir von den Eltern Franz-Friedrich Steinborns behaupteten, keine Macht der Welt könne sie zwingen, ihren Plan aufzugeben, ihren Jungen studieren zu lassen, so stimmte das schon, was den *Plan* angeht, nicht aber, was seine Durchführung betrifft. Für Franz-Friedrichs Bildungsgang wird letzten Endes nicht der Wille der Eltern maßgebend sein, sondern staatspolitische Erwägungen, wie sie in dem bekannten Auslese-Erlaß Ausdruck gefunden haben, werden seinen Bildungsgang bestimmen. (Siehe hierzu Reichs-Elternwarte Heft 6/1935, Seite 162 ff., Heft 7/1935, Seite 194 ff., Heft 1/1936, Seite 5, Heft 4/1936, Seite 120 ff.)

Ist das nun ein Einbruch in fremde Rechte oder gar eine Verletzung fremden Eigentums, über die sich die Familie zu beklagen hat? Nur Gedankenlose können so fragen. Denn *es steht der Staat als die höhere Einheit über der Familie.* Und — würde der Staat nicht schützend und schirmend über der Familie stehen, wäre diese ein kraftloses Etwas im leeren Raum.

Hilfe bei der Schularbeit

„Dazu habe ich keine Lust!"

Von Edmund Fischer

Wie oft müssen Eltern erleben, daß ihr Kind die Hausaufgaben für das eine oder andere Unterrichtsfach erst in letzter Minute in Angriff nimmt oder ganz zu erledigen vergißt. Schlimm ist, daß es sich dabei meist um Arbeiten für ein Fach handelt, in dem das Kind alles andere als glänzt. Doch dies braucht uns nicht zu wundern, steht doch beides in einem inneren Zusammenhang. Denn der Grund dafür, daß die Erledigung mancher Hausaufgaben hinausgeschoben oder gar vergessen wird, ist gewöhnlich darin zu suchen, daß das Kind einfach keine Lust dazu hat. Die Folge (wenn nicht auch die Ursache) mangelnden Interesses sind aber stets wenig befriedigende Leistungen.

Voller Sorge stehen darum alle verantwortungsbewußten Eltern jener Erscheinung gegenüber, und sie versuchen zunächst durch gütliches Zureden und, wenn dies nicht hilft, durch Drohungen und Strafen eine Änderung des kindlichen Verhaltens herbeizuführen und vor allen Dingen bessere Leistungen zu erzwingen. Meist umsonst! Denn diese Maßnahmen gehen an der eigentlichen Ursache der Minderleistungen vorbei, und das ist die mangelnde Anteilnahme an dem betreffenden Fach. Eine grundlegende Änderung vermögen nur solche Maßnahmen herbeizuführen, die das Interesse des Kindes wecken. Nichts ist nun hierfür geeigneter, als daß man dem Heranwachsenden Lernmittel in die Hand gibt, die ihm einen im wahren Sinne des Wortes „spielenden" Erwerb des Lern- oder Merkstoffes ermöglichen.

Unter der Überschrift „Dazu habe ich keine Lust!" sollen nun heute und in den folgenden Heften Lernspiele und spielähnliche Beschäftigungsmittel aus den verschiedensten Unterrichtsgebieten veranschaulicht oder beschrieben werden, die die Eltern entweder leicht selbst herstellen oder für wenig Geld kaufen können.

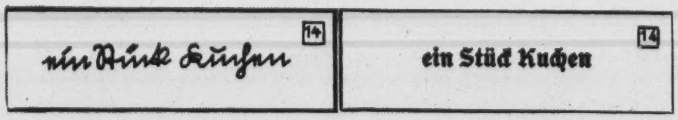
•

Es müssen durchaus nicht unbegabte Kinder sein, die als Schulneulinge Mühe haben, das L e s e n z u e r l e r n e n, und die man zugleich auch nur mit Mühe dazu bewegen kann, zu Hause ihre Fibel herzunehmen und darin zu lesen. Oft sind es vielmehr sogenannt „Junikinder", die verhältnismäßig zeitig in die Schule kommen und darum vielfach in seelischer Beziehung noch ganz im „Spielalter" stehen und dem Schulbetrieb mit seinen vielen (Lern-) Pflichten noch keinen rechten Geschmack abgewinnen können (also noch nicht „schulreif" sind). Die Leistungen gerade solcher Kinder können die Eltern nun nicht müheloser heben, als daß sie das zu Erlernende in Form von Spielen an ihr Kind heranbringen und im Spiele mit ihm üben.

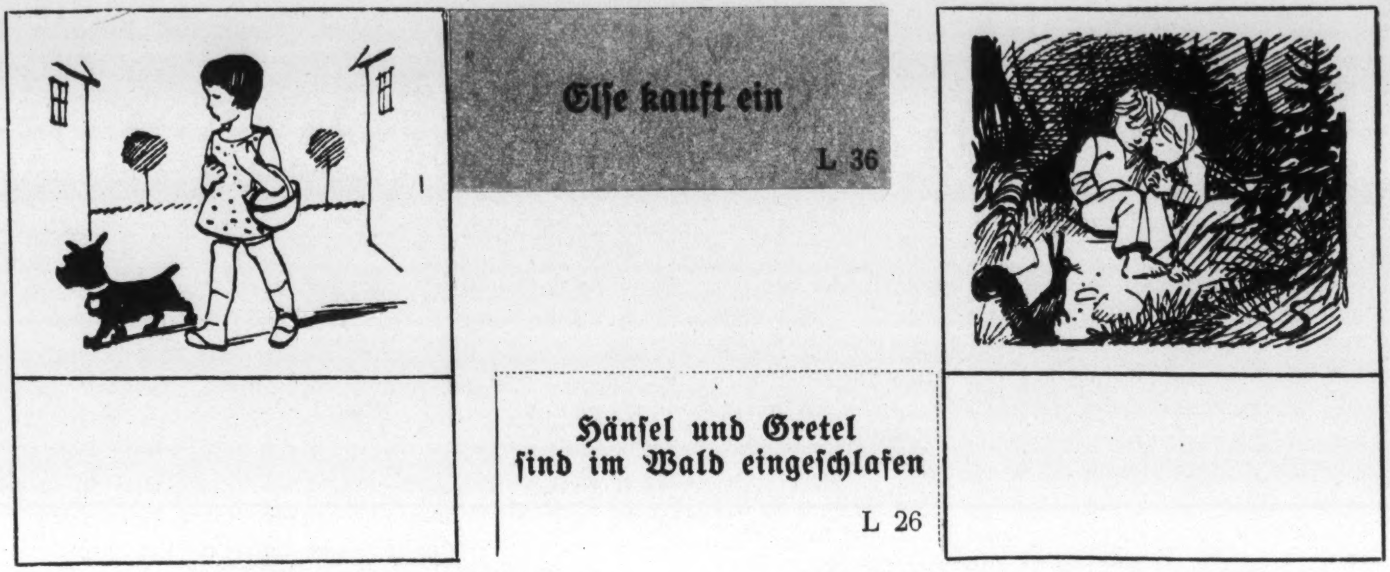
Wir bringen nun im folgenden einige L e s e s p i e l e, die teilweise zugleich auch zu Schreib- oder Rechenübungen Anlaß geben oder benutzt werden können. Wo keine jüngeren schulpflichtigen Geschwister da sind, empfiehlt es sich, Klassenkameraden des Kindes hinzuzuziehen; denn dessen Wetteifer wird im Spiel mit noch anderen Kindern viel stärker angespornt, als wenn es nur mit den Eltern spielt.

Ein vielseitig verwendbares Spiel ist das L e s e l o t t o. Seine Gestaltung muß sich natürlich nach der Art, wie in der Schule das Lesen gelehrt wird, richten. Auch müssen die verwendeten Buchstaben mit den Buchstaben der Fibel bzw. mit der Schreibvorschrift übereinstimmen. Schön ist es deshalb, wenn

Lotto-Karte



Vorderseite Rückseite



Satz-Lotto: „Von Kindern"
(Spielausschnitt)

Märchen-Lotto: „Hänsel und Gretel"
(Spielausschnitt)

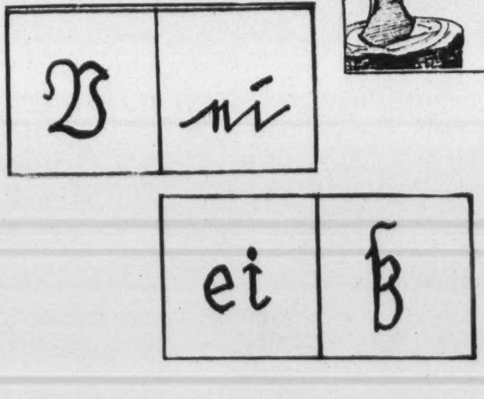
die eingeführte Fibel bereits Beschäftigungsmittel enthält, die als Grundlagen für das Leselotto oder als Anweisung für dessen Gestaltung dienen können. Die abgebildete Lottokarte und das Wortkärtchen sind beispielsweise der von W. Eggestein und mir verfaßten Ganzwortfibel „Das fröhliche Dorf" (Langensalza) entnommen.

Jeder Mitspieler erhält eine oder zwei Lottokarten. Ein das Lesen beherrschender Mitspieler gibt die durcheinandergemengten Wortkärtchen aus und überwacht zugleich die Leseakte der Kinder während des Spiels. Sieger ist, wer zuerst seine Lottokarten zugedeckt hat. Je nach dem (auch für die Wortwahl maßgebenden) Stande des Leseunterrichts kann das Leselotto auf folgende Weise gespielt werden: 1. Der „Kartengeber" hält ein Wortkärtchen hoch. Alle Mitspieler sehen sich das Bild des geschriebenen Wortes genau an und suchen es dann auf ihren Lottokarten (Übung im Vergleichen der Wortbilder). 2. Der Kartengeber liest das Wort vor, und die übrigen lesen ihre Lottokarten daraufhin durch, ob das betreffende Wort darauf ist (Leseübung). 3. Der Kartenverwalter zeigt das Wort auf dem Kärtchen in Schreibschrift, und die Mitspieler müssen das gleiche in Fraktur gedruckte Wort suchen (Übung im Lesen der Fraktur). — Sehr geeignet sind auch die zahlreichen von Bühnemann zusammengestellten Wort-Bild-Lottos, die der Verlag Beltz in Langensalza herausgebracht hat (Abb. 3 und 4). Kartengeber müssen bei diesen Spielen natürlich die Leseanfänger sein.

Zum Üben der einzelnen großen und kleinen Schreib- und Druckbuchstaben können sich die Eltern ohne allzuviel Mühe selbst ein Buchstabendomino, bestehend aus 70—80 Dominoplättchen, nach dem abgebildeten Muster herstellen. Sie müssen lediglich darauf achten, daß die etwa aus Zeitungen ausgeschnittenen Druckbuchstaben und die Schreibbuchstaben mit der Fibelschrift übereinstimmen (Durchpausen!). Man vergesse auch die Umlaute (ä, ö, ü), die Doppellaute (ei, au, eu, ai — äu) und die Buchstabenverbindungen (ch, ß, ck, tz, ng, nk, chs) nicht. Fesselnd und lehrreich zugleich ist auch das käufliche Wort-Bild-Domino von Bühnemann (Beltz, Langensalza). Wie aus den Abbildungen 5 und 6 zu erkennen ist, muß jedesmal dem geschriebenen Buchstaben der gedruckte bzw. dem Wort das entsprechende Bild zugeordnet werden. Wenn bei dem Buchstabenlotto die Buchstaben überdies so angeordnet werden, daß auf einem Plättchen stets ein Selbst- und ein Mitlaut stehen, so kann das Spiel auch zum Üben des Buchstabenzusammenziehens verwendet werden (V + ei = Vei).

Sobald in der Schule alle Einzellaute analysiert oder dargeboten worden sind, vermag schließlich das abgebildete „lustige Lesespiel" nicht bloß viel Freude, sondern auch viel Nutzen zu stiften. Die Herstellung muß selbstverständlich in viel größerem Maßstabe erfolgen. Auch kann der Text geschrieben werden. Im übrigen benötigt das Spiel einen Würfel, 4 Kegel und 2—4 Mitspieler. Sieger ist, wer zuerst in das Mittelquadrat gelangt. Der Text ist für jeden Spieler anders, so daß es dem Kinde bei jedesmaligem Wechsel der Spielseite nicht so bald gelingen wird, die Spielanweisungen einfach auswendig zu lernen. Im übrigen handhabe man diese so, daß nach jedem Wurfe höchstens einer Vor- oder Zurückverweisung nachgekommen wird.

Buchstaben-Domino
(Ausschnitt)



Wortbild-Domino
(Ausschnitt)

Albrecht Schäfer:

Sie wollen bitte entschuldigen ...

Keine Sorge! — das abgedroschene Thema der humoristischen Entschuldigungszettel, will sagen der Briefe voll unfreiwilligem Humors, die in jedem Witzblatt zu finden sind, soll hier nicht um ein weiteres Kapitel vermehrt werden. Wir wollen vielmehr ganz ernst und sachlich einmal über Schulversäumnisse und ihre Entschuldigung reden.

Es besteht im Deutschen Reiche der Schul- und Unterrichtszwang. Seinen gesetzlichen Bestimmungen nachzukommen, ist die Pflicht aller Eltern, deren Kinder sich im schulpflichtigen Alter befinden. Versäumt das Kind den Unterricht, sind sie verpflichtet, der Schule den Grund der Schulversäumnis mitzuteilen. Das braucht nicht schriftlich zu geschehen; eine persönliche Mitteilung an den Klassenlehrer wird diesem in vielen Fällen sogar wünschenswerter als ein Brief erscheinen. Vor allem in den Fällen, in denen das Kind wegen schwerer Krankheit oder besonders gelagerter Familienverhältnisse von der Schule ferngehalten wurde. Hier sind oft Rückfragen nötig, deren Beantwortung den Lehrer instand setzen, das Kind, das eine schwere Krankheit überstanden hat oder in der Familie eine große, seelische Erschütterung erlebte, richtig zu behandeln und in seinem vielleicht gegen früher anders gearteten Wesen zu verstehen. Die Zeit für einen solchen Besuch beim Lehrer, sei es während der Unterrichtszeit (in den Pausen!) oder außerhalb der Schulzeit in der Wohnung des Lehrers, sollte jeder Vater oder jede Mutter finden. Viele Mißverständnisse und mancher Verdruß blieben dadurch beiden Teilen, dem Elternhaus wie der Schule, erspart. Nicht zu empfehlen ist die Entschuldigung durch Geschwister oder durch fremde Kinder. Gar zu leicht entstehen durch sie Verdrehungen oder gar bewußte — Schummeleien . . .

Es hat sich jedoch im Laufe der Zeit die Gepflogenheit entwickelt, der Schule oder dem Lehrer nicht persönlich den Grund der Schulversäumnis eines Kindes anzuzeigen, sondern dies schriftlich zu tun. Der Entschuldigungszettel oder der Entschuldigungsbrief ist Brauch geworden. Die Gründe hierfür liegen auf der Hand. Es ist dem Vater oder der Mutter unbequem, sich erst „anzuziehen", um in der Schule oder in der Lehrerwohnung erscheinen zu können. Zudem kann Mutter am Tage schlecht vom Kochtopf fort oder von den kleineren Kindern, und Vater — —? Er will von dem ganzen Schul- und Erziehungskram nicht viel wissen („das ist ja nun mal Frauensache!"), und außerdem muß er ja heute abend den Brunnen im Schrebergarten reparieren und morgen müssen die Stachelbeerbäumchen angebunden und übermorgen die Kaninchenställe gründlich nachgesehen werden. Er hat also keine Zeit!

Also, wie gesagt, der Entschuldigungszettel oder -brief ist Mode geworden, und die Schule hat sich auf ihn eingestellt. Wie soll nun so ein Entschuldigungsbrief beschaffen sein? Zunächst einmal rein äußerlich. Kein Lehrer wird so borniert sein, Entschuldigungsbriefe auf einer bestimmten Papiersorte oder in einem bestimmten Papierformat zu verlangen. Es wird ihm auch gleichgültig sein, ob sie mit Tinte oder Bleistift geschrieben wurden. Er wird sich jedoch seine besonderen Gedanken machen, wenn er einen Zettel in der Hand hält, der lieblos aus irgend einem Heft gefetzt wurde, dem man ansieht, wie unlustig und mit wie wenig Achtung vor der Schule und letztlich auch vor dem eigenen Kind er verfaßt wurde.

Auch dem Text des Entschuldigungszettels sollte man anmerken, daß der oder die Verfasser sich bewußt sind, w e m sie denn eine Mitteilung machen. Das soll nun beileibe nicht so verstanden werden, als wenn der Lehrer eine Persönlichkeit von besonderer Würde wäre, der man sich nur mit den allerhöflichsten Redewendungen nähern dürfe. Wenn er aber einen Zettel bekommt, der außer der kurzen Zeile „Fritz hat vom 4.—6. September wegen Halsentzündung gefehlt. — Franz Schneider" nichts enthält, so hat Herr Franz Schneider hiermit wohl seiner Pflicht genügt, im übrigen aber bewiesen, wie wenig er sich dem Manne oder der Schule verbunden fühlt, die sich um die Bildung und Erziehung seines Kindes bemühen und sorgen. Die Schule möchte sich gern als Miterzieher der Jugend auch vom Elternhause verstanden und behandelt wissen. Darum: weshalb nicht ein wenig liebenswürdiger, Herr Schneider? Eine verbindliche Anrede und ein freundlicher Gruß kosten nichts. Sie sind aber der Ausdruck eines kameradschaftlichen, wenn nicht gar herzlichen Verhältnisses, das zwischen Elternhaus und Schule die Regel sein müßte. Um das der Lehrer wirbt, um der gemeinsamen großen Aufgabe willen.

Viel kritischer jedoch als jenen militärisch kurzen und an erzeigtem Gefühl sparsamsten Mitteilungen wird der Lehrer den wortreichen, vor lauter Höflichkeit ersterbenden Beteuerungen gegenüber stehen, die den Inhalt der Entschuldigungsbriefe gewisser Elternhäuser — es sind immer die gleichen! — bilden. Der erfahrene Schulmann lächelt bitter, wenn er sie liest. Weiß er doch, was er von Lieschens „heftigen Kopfschmerzen", die ihr den Schulbesuch unmöglich machen, zu halten hat. Gestern war nämlich Sonntag, und Lieschens Eltern haben einen Ausflug gemacht, einen ausgedehnten, der bis kurz vor Mitternacht dauerte. Und da konnte die Mutter das blutarme Ding am Montagmorgen nicht aus dem Bett kriegen. Da wird nun ein wortreicher Entschuldigungsbrief verfaßt, den Lieschen am nächsten Tag mit verlegener Miene — sie schämt sich ob der elterlichen Lüge — dem Lehrer überreicht. Weshalb, so fragen wir, machen die Eltern das Kind mitschuldig? Weshalb bleiben sie nicht selber bei der Wahrheit? Weshalb teilen sie dem Lehrer nicht einfach den Sachverhalt mit, daß das

Kind übermüdet war, und daß sie dafür Sorge tragen wollen, daß ähnliches nicht wieder vorkommen wird?! Weil sie ja wissen, daß ähnliches doch wieder vorkommen wird, am nächsten Sonntag schon, oder vielleicht schon gar am kommenden Donnerstag, an dem Onkel Pauls Geburtstag zu feiern ist. Dann wird Lieschen — laut Zettel — am nächsten Tage Brechdurchfall haben oder Halsschmerzen und — wieder lügen müssen. Ein Uebel verkehrter Erziehung gebiert das andere.

Dem erfahrenen Pädagogen sind sie bekannt, jene Entschuldigungsbriefe sowohl wie ihre Verfasser, und immer sind es die gleichen Familien, die sie absenden. Denn Lieschen oder Fritzchen oder Karl-Heinz sind gewitzig geworden. Am Tage, da in der Schule ein Probediktat geschrieben werden soll oder eine Rechenarbeit oder ein Extemporale, da fühlen sie sich nicht wohl, da können sie morgens nicht aufstehen, da sind sie *so* „krank“. Und Mutter, die vor ein paar Tagen schwindelte, weil sie sich wegen ihrer verkehrten Erziehung vor dem Lehrer genierte, muß heute wieder lügen, weil die kleinen Mitwisser ihrer Verlegenheit es verlangen. Sie muß wieder zur Feder greifen und „Sie wollen bitte entschuldigen . . .“ steht es dann im Brief an den Lehrer.

Nein, solches Tun entschuldigt der Lehrer nicht. Mag es ihm auch in den meisten Fällen an der gesetzlichen Handhabe fehlen, an dem bündigen Beweis dafür, daß böswillige Schulversäumnis vorliegt, um deshalb gegen das Elternhaus Anzeige erstatten zu können — sein pädagogisches Gewissen wird solches Tun der Eltern *Verbrechen am Kinde* nennen. Denn er weiß, welche Spuren diese unverantwortliche Handlungsweise der Eltern in dem Herzen des Kindes und in seinem Charakter hinterläßt (In einem späteren Aufsatz in der Reichs-Elternwarte wird davon noch einmal besonders die Rede sein.) Und er wird sich nicht scheuen, seine Meinung den Eltern bei passender Gelegenheit unmißverständlich zum Ausdruck zu bringen. Mit dem Erfolg, daß er künftig Entschuldigungszettel erhält ohne Anrede und ohne Gruß. Vielleicht aber „echte“. Und darauf kommt es an.

Kunsterziehung — wozu?

Wenn man neun Jahre Latein gehabt hat, so kann man diese oder jene Stelle übersetzen und noch etwas mehr; wenn man im Reifezeugnis Deutsch und Mathematik „gut“ hat, so hat man etwas in der Tasche — und was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen; war man in den Fremdsprachen tüchtig, so darf man erwarten, daß man im Ausland sich besser verständigen wird als irgend der betreffenden Sprache wenig Kundiger.

Mit alledem kann man etwas anfangen im Leben, man hat einen Nutzen davon!

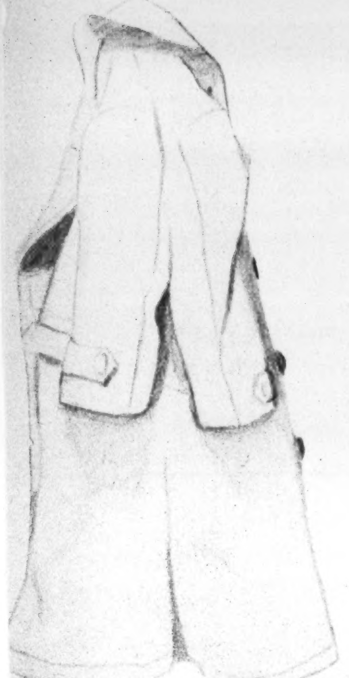
Was hat man von neun Jahren Zeichenunterricht? Der eine oder andere wird Ingenieur oder Architekt. Der braucht es — wahrscheinlich in anderer Form, als er es auf der Schule gehabt hat. Aber all die anderen?

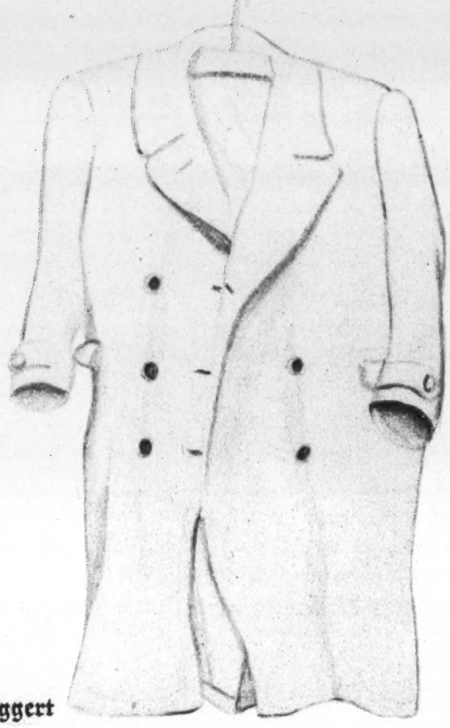
Wozu also noch den Zeichenunterricht, den man „fürs Leben“ ja doch nicht braucht! Wenn überhaupt etwas Aehnliches sein muß, dann schon lieber ein bißchen Kunstgeschichte, „große Ueberblicke“, welche die erstrebte „Allgemeinbildung“ abrunden helfen. —

Ueber den charakterbildenden Wert und die Notwendigkeit der körperlichen Erziehung — im Sport und in den Leibesübungen — wie der Befreiung zum Selbst im Spiel streiten wir heute nicht mehr. Wo bleiben die an die geistig-seelischen Kräfte sich wendenden Kunstfächer? Kein Bedürfnis? Im Gegenteil! (Wir sehen hier von den Kleinen ab, die ausnahmslos mit großer Liebe und Begeisterung zeichnen. Wir denken an Mittel- und Oberstufe.)

Die Kunstfächer sind „die schöpferische Pause“ im Stundenplan, Ausgleich zu der körperlichen Schulung und Gegengewicht zu der strengen Bindung der wissenschaftlichen Bildung, die vornehmlich Aufnehmen, Sammeln und Speichern heißt, bevor es zu schöpferischer Betätigung oder gar Leistung in ihren Bezirken kommen kann. Die Zeichenstunde von früher hat dem Kunstunterricht von heute Platz gemacht, und dieser ist keine Schlaf-, Ausruhe- oder Allotriastunde mehr, sondern Anspannung, die zugleich Entspannung ist, indem sie sich an die bildmäßig schöpferischen Kräfte im Einzelnen wendet. Es ist verwunderlich, daß wir uns von Linie, Farbe, Form — Bild und Bildwerk — als den gleich Geste, Gebärde und Laut ursprünglichen Symbolen so weit entfernt haben, daß wir allgemein für „Mitteilungen“, „Bekenntnisse“, das *Wort* vorziehen, und, den Weg zur Erkenntnis über das Wort suchend, eine der natürlichsten Ausdrucksweisen dabei vernachlässigen; daß wir lieber „be-zeichen“ statt zu zeichnen, ja, daß die Berechtigung bildmäßig-schöpferischer Mitteilung mitleidigen Zweifeln begegnet und ihre Forderung zuweilen sogar noch auf Ablehnung stößt!

Diese dem Unterricht zuweilen noch widerfahrende schiefe Beurteilung beruht nicht zuletzt auf der irrigen Meinung, zum Zeichnen gehöre etwa eine besonders





Eggert

BAUFELDT

Schüler Eggert weiß mit wenigem viel zu sagen. Schwellende und verklingende Linie vertieft malerisch die Form. Dagegen bleibt die Arbeit des Schülers Baufeldt still, anspruchslos und doch sicher und klar. Im Gegensatz zu diesen Arbeiten blufft Schüler Soldin. Seine Arbeiten zeigen zu grobe Kontraste, wirken marktschreierisch, flüchtig und gedankenlos. So: Haken des Bügels durch den Rockkragen gestochen! Oeffnung des rechten Aermels wie mit schwarzer Pappscheibe zugeklebt! Er ist in Gefahr, ein Vielmaler, Schnellzeichner zu werden. Er muß noch sehr an sich arbeiten, muß sich beherrschen lernen, um selbständig zu werden.

Der Ulsterärmel des Schülers Eggert wirkt durch sein abgestufte Tonwerte malerisch; man erkennt, daß es sich um einen schweren Stoff handelt. Dagegen ist

SOLDIN

„ruhige", „sichere" oder gar „geschickte" Hand, und Sinn und Ziel des Unterrichts bestehe in der Mitgift einer gewissen Geschicklichkeit, also manuellen Fertigkeit — vielleicht „fürs Leben"?! — m. a. W.: das Technische — der Weg! — wird mit dem Ziel verwechselt und fälschlich zum Endzweck erhoben.

Im Zusammenhang damit und als Folge dieser falschen Einstellung greift dann besonders von Schülerseite die unglückliche Scheidung in Begabte, Durchschnitt und Unbegabte Platz, was dann wiederum so aussehen könnte, als wende sich der Kunstunterricht an einige wenige, die „Begabten", die dafür „geboren" sind.

Wäre dem so, so verlöre der Zeichenunterricht abermals seine Berechtigung, doch nicht nur er allein, sondern der gesamte Unterricht! Denn darüber sind wir uns doch klar: der Mathematiker, der Physiker, der Sprachwissenschaftler, sie alle müssen geboren sein! Ja, aber wozu schlägt man sich dann als Schüler mit so vielen Fächern herum, — notgedrungen —, zu denen man sich nicht geboren fühlt? Muß die Auswahl so weiten Spielraum haben? Warum stellt jedes Fach solche Hoheitsansprüche? Gehört es zur Allgemeinbildung? —

Sagen wir: Weltanschauung, dann haben wir es gefunden! Jedes „Fach" an seinem Teile und sie alle zusammen wirken an der Erweiterung und Vertiefung der Weltanschauung des heranwachsenden Schülers.

In demselben Augenblick, da dieses erkannt wird, gewinnt auch der Zeichen- und Kunstunterricht ein anderes Gesicht: es geht in ihm um nichts anderes als in jedem Unterricht: den Menschen zu bilden und zu formen! Gewiß: „Kunst ist nicht lehrbar", eine alte Wahrheit. Aber zum Sehen kann man erziehen, man kann das Auge schulen, die Empfindung aufschließen, die Erlebnisfähigkeit vertiefen. Das ist die Aufgabe des Kunstunterrichts.

So wird vom Schüler letztlich nichts anderes gefordert, als daß er die „Aufgabe" (Thema, Motiv) in der uns umgebenden Welt zunächst einmal sieht, in ihrem Wesen erkennt, sie dementsprechend abgrenzt und auf ein bestimmtes Ziel ausrichtet, und schließlich, daß er den Weg ihrer Lösung sinngemäß beschreitet, auch — und hier spielt das „Technische" eine Rolle — in der Wahl des Ausdrucksmittels, d. h. so, daß es nicht jeglicher Empfindung zuwiderläuft. Er muß entscheiden lernen, ob eine Aufgabe gebieterisch ihre Lösung in Farben verlangt, ob sie aufs Graphische hinausläuft, oder ob sie beides zuläßt. Das sind nur die großen Unterscheidungen! Und der Weg solcher Erziehung ist weit und oftmals beschwerlich, aber doch voller Freude für den Lehrenden wie für die Schüler: weil unter den Händen ein Sichtbares entsteht und wächst. Fehler sind dazu da, daß sie gemacht werden! Auf den verständigen Ansatz, auf das Bemühen, auf den Willen kommt es an, keinesfalls darf der Schüler — womöglich aus Bequemlichkeit oder Mangel an Interesse — vor den ersten ihm entgegentretenden Schwierigkeiten kapitulieren! Fehler treiben die Arbeit voran, denn im Rahmen der Fehlerberich-

tigung erwächst organisch die neue Aufgabe: etwa nach der Empfindung des Stofflichen hin, oder in Richtung des Sinnzusammenhanges. Um aus dem Riesenbereich der Möglichkeiten nur zwei Beispiele herauszugreifen: wenn es gilt, Fell oder Haar wiederzugeben, daß dieses nicht wie Heu oder Stroh aussieht. Oder, wenn es gilt, eine Gruppe wiederzugeben, daß diese die Zusammengehörigkeit ihrer Glieder, die Verbundenheit unter ein und demselben Grundgedanken — „Marsch", „Rast", „Arbeit", „Ruhe" — klar erkennen läßt. Oder: daß ihr ein bestimmter Farbzusammenklang zugrunde liegt. Etwas von dem Unnennbaren muß darin enthalten sein, das, worum ich es recht eigentlich zeichne, male, modelliere, ausschneide, klebe, säge, kurz: bildmäßig oder plastisch gestalte und nicht — in Worten ausdrücke!

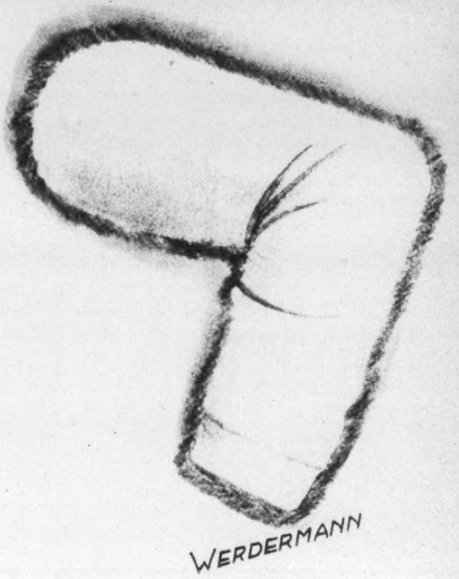
Der Arbeitsvorgang ist doch folgender: das Auge nimmt ein Bild auf — Landschaft, Tier, Mensch, Technisches, was es sei — und wirft es nach „innen", wo es empfunden, durchdacht, kurz: verarbeitet wird — oder auch nicht! Die Folgeerscheinungen sind dann: planloser Anfang, womöglich in irgendeinem verwunschenen Winkel des Bildraums (= Zeichenblock), schlechte Verteilung, grobe Verschätzungen in den Proportionen aus Mangel an Vergleichssinn. Oberflächlich und schnell abgetan das Wichtige und Verlangte, aber dabei eine wahre Versessenheit auf das Unwesentliche: etwa Qual um die Wahl eines Schnurrbarts, der mit der freien Bewegung des Sämanns oder dem gewaltigen Ausholen des Holzfällers nicht das mindeste zu tun hat! Geist und Empfindung, Verstand und Gefühl haben dann eben keine fruchtbare Zwiesprache geführt, sind zu keinem klaren Ergebnis gekommen. Die Hand hat dabei am wenigsten zu tun, so seltsam sich das anhört. (Es gibt armlose Künstler, die mit den Füßen zeichnen!) Die Hand gibt nur zurück, sie ist nur Medium. Oft entsteht die beste Zeichnung in wenigen Minuten, und oft genug besteht sie nur aus wenigen Linien und Strichen. Sie gibt die Seele des Geschauten in klarster und knappester Prägung wieder. Das kann sie nur, weil das „innere" Bild klar war, die geistig-seelische Konzeption, als die Hand des Schaffenden den Griffel führte.

Es ist daher töricht, vom Zeichnen als von einer gewissen Handfertigkeit zu sprechen. Denn es ist sichtbar gewordene, dokumentierte Weltanschauung, in des Wortes wahrster Bedeutung: Welt-anschauung. Jeder wird anders sehen, empfinden, erleben, und der Grad der Feinheit, den einer erreicht, wird naturnotwendig von dem des andern verschieden sein. Aber einigen werden die Augen aufgehen: sie werden schauen und dann — schaffen!

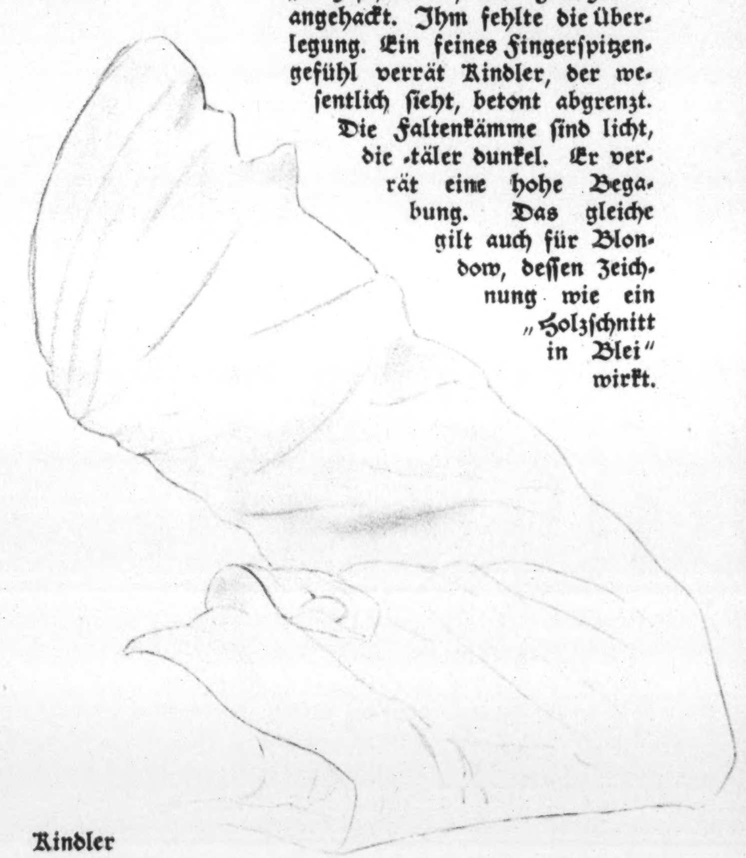
In einem Zeitalter, da die Volkskunst zu neuem Leben erweckt worden ist, und die Kunst vom Volke getragen sein muß, trägt die Kunsterziehung eine Verantwortung wie kaum je zuvor: das Vertrauen auf die dem deutschen Menschen in besonderem Maße eigenen geistig-seelischen Schöpferkräfte wachzuhalten, zu pflegen und zu fördern und diese selbst in die rechte Bahn zu lenken. Der Nutzen ist ideeller Art.

Richard Finke.

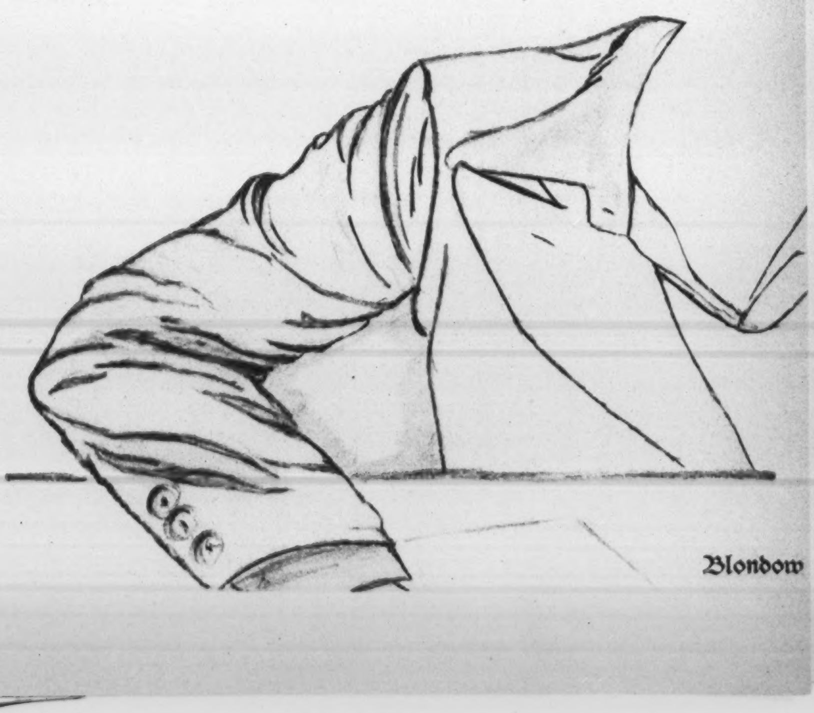
Eggert



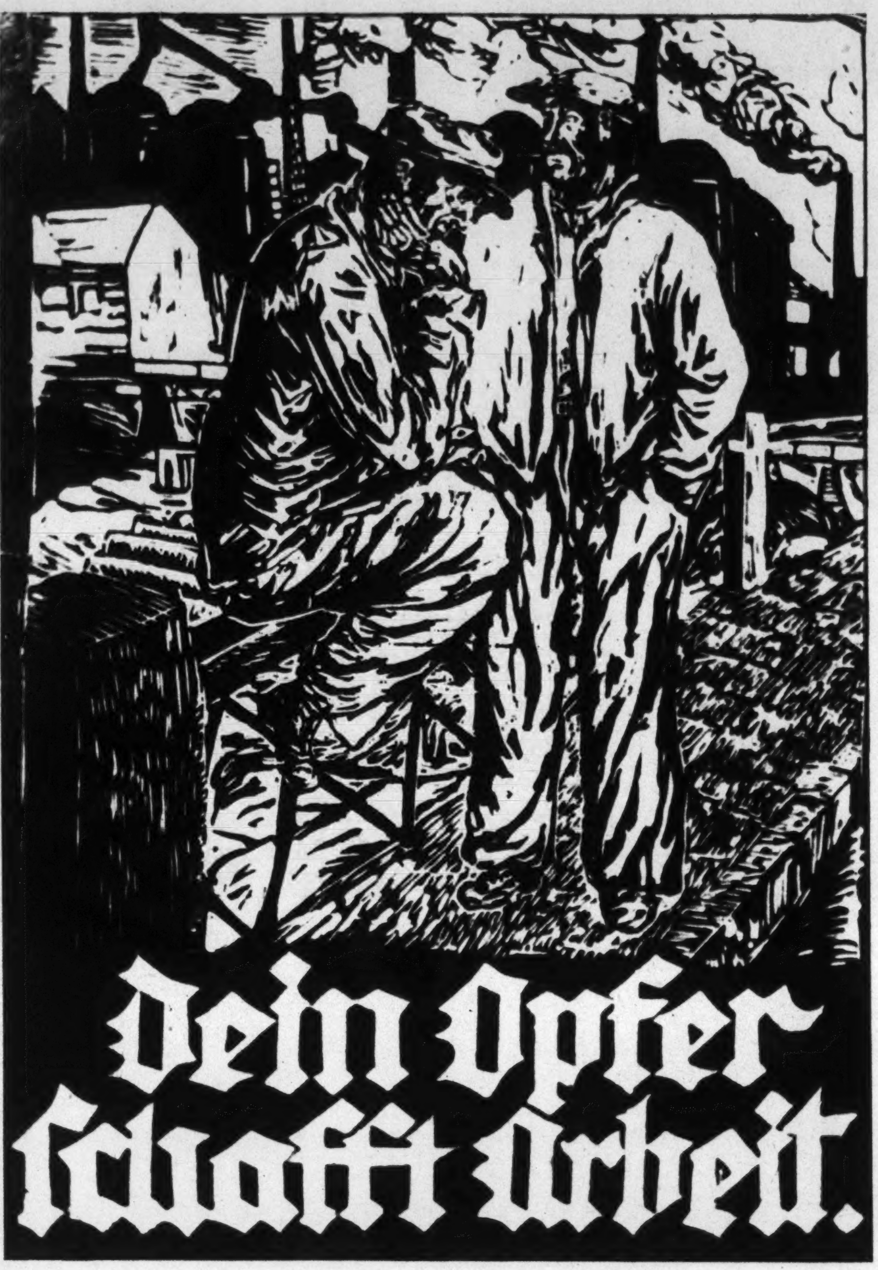
der gebeugte Arm des Schülers Werdermann plastisch gut, doch erinnert seine Zeichnung an ein Ofenrohr. Der Saum bleibt stumpfsinnig, die Achsel tot, „eingeschraubt", das Handgelenk angehackt. Ihm fehlte die Überlegung. Ein feines Fingerspitzengefühl verrät Kindler, der wesentlich sieht, betont abgrenzt. Die Faltenkämme sind licht, die -täler dunkel. Er verrät eine hohe Begabung. Das gleiche gilt auch für Blondow, dessen Zeichnung wie ein „Holzschnitt in Blei" wirkt.



Kindler



Blondow



Schule und Winterhilfswerk

Von Ludwig Seng

Die Frage der Arbeitslosigkeit bewegt den Schüler (16 Jahre alt) ganz besonders. Wie mag den trübselig vor dem Fabriktor Harrenden wohl geholfen werden? »Dein Opfer schafft Arbeit«. Dieses gehaltvolle Wort bewegte den Jungen wohl, sich für einen Schnitt in Linoleum zu entscheiden. Wuchtig in seiner flächenhaften Schwarzweiß-Wirkung kündet er in eindringlicher Sprache, daß nur das persönliche Opfer zur Linderung der Arbeitsnot, ja zu seiner völligen Behebung, beiträgt.

Durch alle Unterrichtsfächer zieht sich der Gedanke des Winterhilfswerkes wie ein roter Faden hindurch, gilt es doch unsere Kinder wach zu rütteln und aufzuschließen um in ihnen den Opfergedanken für das gemeinsame Hilfswerk aller Volksgenossen im Kampf gegen Hunger und Kälte zur Tat werden zu lassen. Da ist das Zeichnen das unmittelbarste Fach, wo jeder Schüler bildhaft Rechenschaft geben kann: Was und wie schaffe ich am Winterhilfswerk. Das kindertümliche Erleben des Winterhilfswerkes, dieses einzigartigen Liebeswerkes des deutschen Volkes führt zu zeichnerischen Ergebnissen, an denen wir unsere helle Freude haben können.

Mit größter Ungeduld wird die Zeichenstunde erwartet und mit grenzenloser Hingabe und Begeisterung werden neue Gedanken des Gebens und Opferns im eifrigsten Wettbewerb unter den Kindern zum eindringlichen, sichtbaren Mahnruf. Einzigartig ist die Fülle der Aufgaben, die hier bewältigt werden, und die entstehenden Arbeiten sind ein Beweis erhöhter Ausdruckslust im Erfinden und Neuschaffen.

Nicht allein Themen über Straßensammlungen, Pfundspenden, Verkauf von Abzeichen werden zum Bild, sogar abstrakte Begriffe wie Eigennutz kleiden sich in fantasievolle Anschauung der Kindererziehung.

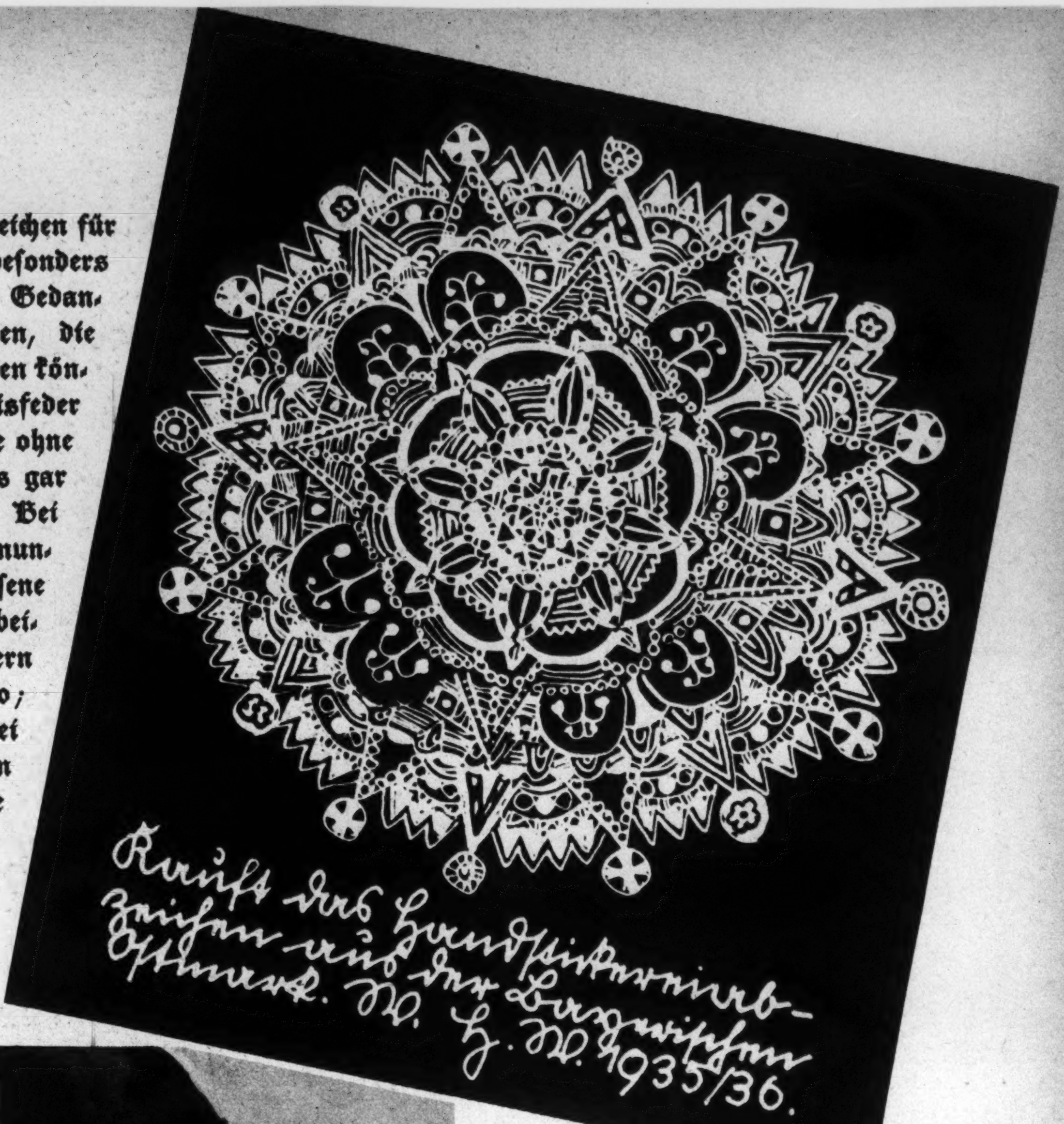
In einem Schulaufsatz erzählt ein Schüler darüber folgendes:

„Ich habe den Drachen „Eigennutz" gezeichnet, den wir in uns bekämpfen müssen. Jeder von uns hatte einen anderen Einfall und so entstanden die schnurrigsten Drachen. Manche hatten zwei, drei und vier Köpfe, andere wieder mehrere Schwänze und Flügel. Einer sah farbenschillernder aus als der andere. Das hatte natürlich einen tieferen Sinn: Dieser Drache mit seinen buntschillernden Farben und glänzendem Aeußeren versinnbildlicht eigennützige Leute, die nie etwas für ihre Volksgenossen übrig haben, sondern alles in ihren eigenen Rachen stecken. Für solche Leute reicht oft ein Rachen gar nicht aus. Nach außen hin sind sie freundlich, innerlich aber geizig und selbstsüchtig. Daneben müßte man immer noch einen Drachen zeichnen und das Innere ganz schwarz und häßlich malen."

Treffender könnte der „Eigennutz" wahrlich nicht illustriert werden.

Das Zeichnen für das Winterhilfswerk soll auch in diesem Winter den Unterricht wieder recht lebendig und lebensnah machen und dazu beitragen, den Kampfesmut gegen Hunger und Kälte neu zu stärken. Ein kleiner Junge sagte einmal: Unsere Schule ist doch die beste Werbezentrale für das WHW. Er soll recht behalten.

Der Verkauf der Sammelabzeichen für das Winterhilfswerk läßt besonders bei den Jüngeren mancherlei Gedanken und Einfälle aufkommen, die fruchtbringend verwertet werden können. Mit der einfachen Redisfeder und weißer Tusche erfinden sie ohne jegliches Vorzeichnen oftmals gar niedliche Stickereiabzeichen. Bei diesen wirklich schönen Zeichnungen könnte mancher Erwachsene bezweifeln, daß es sich um Arbeiten von 12jährigen Schülern handelt. Und doch es ist so; sie sind ohne fremde Hilfe frei entstanden und überraschen durch ihre Feinheit in Anlage und Ausführung wohl manchen Zeichenlehrer.



Die Bearbeitung des Themas: »Die Saar-Winterhilfe«, zeigt, daß es sich hier um schöpferische Gestalten des Jugendlichen aus der Vorstellung heraus handelt, also nicht um eine Darstellung nach unmittelbarer Anschauung, sondern vielmehr um eine innere, bildhafte Schau, die gefühlsbetont zur Darstellung drängt. — Es ist die Arbeit des 15 Jahre alten Schülers Karl Potzler, dem der Führer in Anerkennung seiner hervorragenden zeichnerischen Arbeiten zu Weihnachten ein Geldgeschenk von 100 Mark überwies mit der Zusicherung, für seine Ausbildung als Maler und Bildhauer sorgen zu wollen.

Gesegnete Mahlzeit!

Die medizinische Technik ist heute so vollkommen, daß man z. B. die Verdauung eines Hundes verfolgen kann, während er frißt. Dabei hat ein Arzt folgende interessante Beobachtung gemacht. Er gab seinem Hund das Mittagfutter und kontrollierte dabei die Verdauungsfunktionen des Magens. Plötzlich kam des Hundes ärgste Feindin, die Katze, ins Zimmer. Sofort hörte die Absonderung von Magensaft auf, während der Hund gierig weiterschlang. Erst als die Katze aus dem Raum geschafft war, setzte der Magen seine Arbeit fort. Die Verarbeitung der Nahrung steht also in engem Zusammenhang mit der Gemütsverfassung des Essenden.

Daß dies nicht nur beim Tier so ist, weiß jeder, der einen empfindlichen Magen hat, dem alle Aufregungen „auf den Magen schlagen". In Angst und Trübsal mag man nicht essen, in Wut und Ärger genossen, bekommt kein Mahl. Bei lieben Tischgenossen dagegen, in Frohsinn und Zufriedenheit schmeckt und bekommt das Essen noch einmal so gut. Das sollten vor allem die Mütter wissen, daß es nicht einmal so wichtig ist, **was** sie kochen, als wie sie es darreichen, wie es genossen wird. Sie sollten die Mahlzeiten zu lauter kleinen Feiern machen nach ihren besten Kräften.

Die Stimmung der Eltern bei Tisch bestimmt auch wesentlich den Appetit der Kinder. Die Sorgen des Tages dürfen keinen Platz am Eßtisch finden. Der Vater muß seine Berufslasten und die Mutter die Haushaltssorgen draußen lassen. Nie sollte der Vater die Gelegenheit des Zusammenseins mit den Kindern bei Tisch benutzen zum Aushorchen über sie. Hat eins der Kinder in der Schule Pech gehabt, so wird es nun aus Angst vor der verhängnisvollen Frage, die der Vater zwischen Suppe und Fleisch stellen wird, die Bissen mechanisch hinunterwürgen. Niemals sollte die Mutter sich bei Tisch über die Kinder beklagen, wenn auch die Gelegenheit günstig ist in Anbetracht der

vollzählig versammelten Familie. Schlechte Laune bei Tisch schädigt seine Umgebung doppelt und dreifach, und das Nörgeln am Essen ist auch aus mehr als einem Grund verwerflich. Die Mahlzeit ist eine Ruhepause im Tageslauf, aber darum keine Gelegenheit zum Sichgehenlassen, rekelnd und schmatzend, in Hemdärmeln und mit ungewaschener Seele. Klatsch und häßliche Worte bei Tisch verderben das Essen, und das trübe Schweigen des einen Tischgenossen schädigt den Appetit der ganzen Runde.

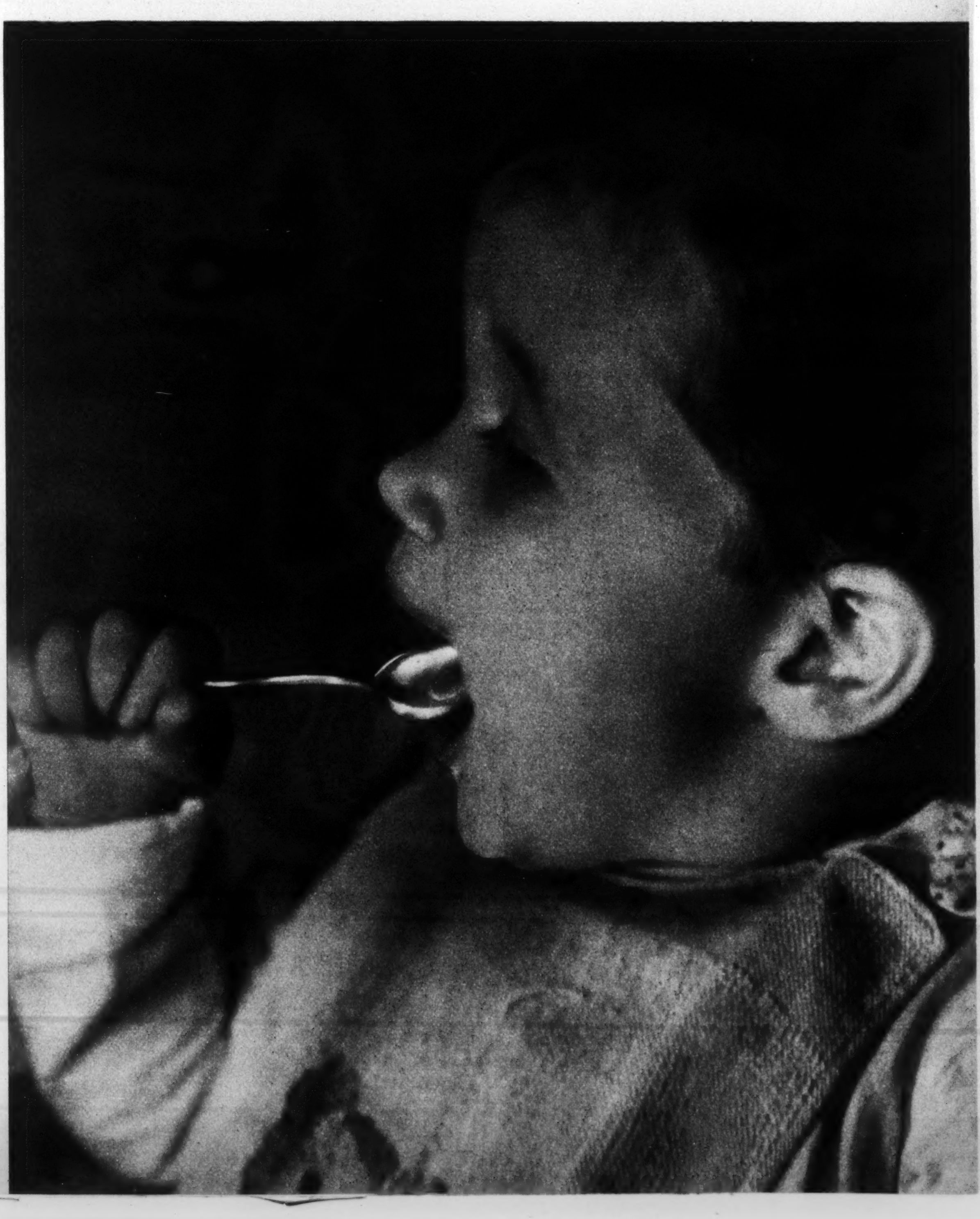
Eine heitere Arbeitspause, eine kleine, harmonische Feier kann die Mutter aus jeder Mahlzeit machen. Als sichtbares Zeichen dafür zieht sie die Arbeitsschürze aus. Sie sorgt für saubere Hände bei sich und den ihren, für ein paar Blumen auf dem Eßtisch, für sauberes und freundliches Gedeck. Sie sorgt, daß alle rechtzeitig zur Mahlzeit beieinander sind. — Kommen die Speisen auf den Tisch, so verdienen sie Beachtung. Wir dürfen unser tägliches Brot liebhaben und dürfen mit Lust essen. Es ist ein Zeichen von Entartung, wenn die Nahrungsaufnahme wie ein notwendiges Uebel erfolgt, wenn der reiche Hotelgast sich die Schüsseln reichen läßt mit derselben Unbeteiligtheit, mit der er sich etwa rasiert. — Ein fröhliches: „O, heut gibt's aber was Feines!" tut oft Wunder beim schlechten Esser, und eine herzliche Anerkennung des Mahles tut nicht nur der Mutter wohl, die es zubereitet hat. — Von „lieblicher Rede" als der „Würze des Mahles" hielten schon die alten Griechen viel, und es gilt auch für den Menschen von heute noch. Darum soll nicht der Vater am Mittagstisch die Zeitung lesen, auch nicht vorlesen. Bei Tisch soll fröhliche Unterhaltung herrschen, auch den Kindern soll man nicht den Mund verbieten, bei Tisch gehören ihnen die Eltern ganz, wann immer das Mahl im rechten Geist gehalten wird.

Die gemeinsamen Mahlzeiten, besonders der Mittagstisch, sind so eng verwoben mit dem Begriff „Heimat", daß später einmal unsere Kinder sich vor allem daran erinnern werden, wenn sie an „zu Hause" zurückdenken, so wie wir alle es tun, wenn wir uns des Elternhauses erinnern. Schon darum sollte die Mutter die gemeinsamen Tischstunden so traut wie möglich gestalten. Aber auch im ganz nüchternen Sinn macht dies sich, wie wir sahen, bezahlt dadurch, daß die Verdauungsfunktionen angeregt, zum mindesten nicht künstlich gehemmt werden, und daß der Wunsch sich erfüllt, den die hastigen Menschen von heute einander meist so gedankenlos bieten wie die Tageszeit: „Gesegnete Mahlzeit!"

Anni Weber.

Den eenen sin Uhl ist dem annern sin Nachtigall

... Fritzchen schmeckt die Obstsuppe um so besser!



Aufnahmen: E. Hase und Scherſch

Mütter turnen

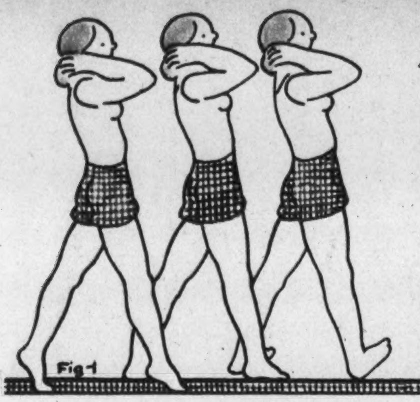


Fig. 1

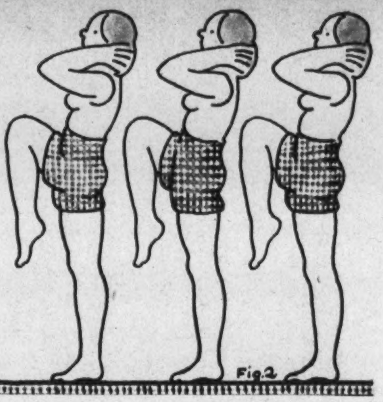


Fig. 2

Turnübungen von

Erwin Jäkel

Uebung 1: Wir gehen abwechselnd 10 Schritte auf den Zehen — auf der Sohle — auf den Hacken — auf dem Außenrand der Füße. Die Arme legen wir dabei in den Nacken.

Zweck: Kampf dem Senk- und Plattfuß.

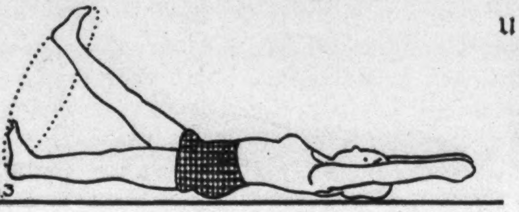


Fig. 3

Uebung 2: Dann üben wir Gehen mit hohem Knieheben. Das erste Mal wollen die Knie nicht so recht hoch — mit der fortgesetzten Uebung wird es immer besser.

Zweck: Kräftigung der Bauchmuskeln.

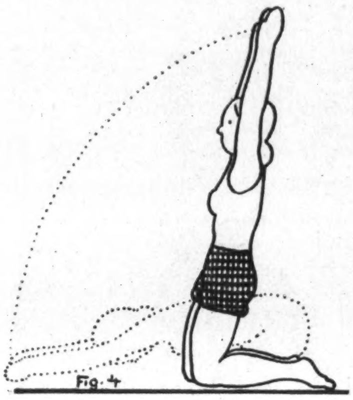


Fig. 4

Fig. 5

Fig. 6

Uebung 3: Rückenlage: mit dem linken (rechten) Bein einen Kreis beschreiben — beide Beine kreisen lassen — Knie anziehen, Beine hochstoßen, dann die Beine gestreckt langsam senken. Zweck: Bauchmuskeln werden gestrafft.

Uebung 4: Wir knien uns auf ein Kissen. Die Arme heben wir hoch und atmen dabei ein. Jetzt beugen wir den Rumpf weit nach vorn, die Arme berühren den Boden, und wir setzen uns dabei auf die Fersen — ausatmen. Beim Aufrichten atmen wir wieder tief ein. Zweck: Die Bauchmuskeln werden gut durchgearbeitet — gleichzeitig Atemübung.

Uebung 5: Arme nach hinten ausgestreckt. Langsames Aufrichten zum Sitz — langsames Rücksenken. Zweck: Rücken- und Bauchmuskeln werden geschmeidig.

Uebung 6: Ruderbewegungen — wir legen dabei den Rumpf weit vor und zurück. Zweck: Massage der Bauchorgane.

Uebung 7: Wir heben den linken Arm hoch, dehnen dabei den ganzen Körper, so daß wir im Zehenstand stehen — so neigen wir den Körper nach rechts — dabei atmen wir ein. Jetzt senken wir Arm und Körper zur Grundstellung und atmen aus. Dasselbe tun wir auch mit dem rechten Arm. Zweck: Die Seitenmuskeln werden gedehnt.

Uebung 8: Wir schwingen beide Arme vor und zurück — die Knie, die Fußgelenke federn mit. Dann steigern wir das Schwingen und lassen es wieder abklingen.

Uebung 9: Uebung 8 kann man auch so durchführen, daß man beide Arme vorm Körper von links nach rechts und zurück schwingen läßt. Knie und Rumpf federn mit.

Uebung 10: Wir heben langsam beide Arme, strecken und dehnen den Körper, gehen in den Zehenstand — bis wir die größtmögliche Streckung und Spannung erreichen — einatmen. Nun lassen wir uns blitzschnell zusammenfallen in eine tiefe Kauerstellung — ausatmen. Dann beginnt das Wachsen wieder von vorn.

Zweck: Wechsel zwischen Spannung und Entspannung.

Uebung 11: Mit einer Hand halten wir uns an der Stuhllehne fest. Nun lassen wir das linke (rechte) Bein locker pendeln. Zweck: Lockerung.

Uebung 12: Wir stellen uns mit dem Gesicht zum Stuhl gerichtet so weit von diesem entfernt auf, daß bei ausgestrecktem Bein der Fuß die Sitzfläche in der Mitte berührt. Aus dieser Entfernung schwingen wir das gestreckte Bein über die Sitzfläche hinweg und stellen es auf der anderen Seite auf, dann Rückbewegung.

Fig. 7

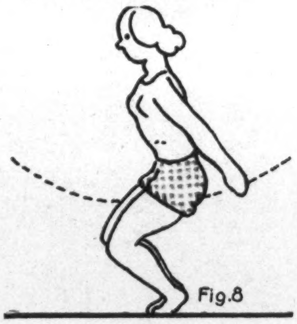


Fig. 8

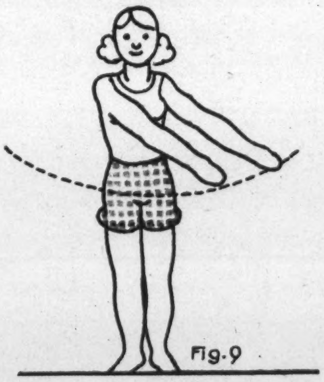


Fig. 9

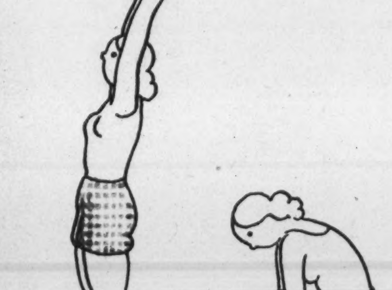


Fig. 10

Fig. 11

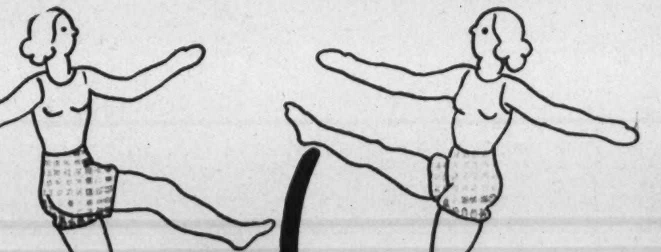


Fig. 12

Zeichnungen: W. Jungst

Morgen ist Wandertag!

Von Josef Sauer

6 Aufnahmen Scherz-Wauer

Was freut die Kinder mehr in der Schule als die Mitteilung des Lehrers: „So Kinder, morgen ist Wandertag!"

Und dann folgen die üblichen Belehrungen, wie sie sich zur Wanderung anziehen sollen und was sie am besten als Mundvorrat mitnehmen. Das geschieht so ziemlich vor jedem Schülerausflug. So scheint es auf den ersten Augenblick, als wäre es unnötig, einmal auch über dieses Thema zu reden.

Die Praxis belehrt aber jede Lehrkraft eines anderen:

Lange vor dem angekündigten Abmarsch steht die frohe Schar vor dem Schulzimmer und erzählt stolz, was sie für herrliche Sachen dabei hat. Zum zehnten Mal zieht der kleine Karl schon sein Geld aus der Tasche und zeigt es jedem, der es sehen will, neidisch von allen betrachtet. Weil der Lehrer eigens gesagt hat „Geld braucht ihr keines mitnehmen", darum hat ihm die Mutter eine Mark mitgegeben; denn die Mitschüler sollen nur wissen, wo das Geld daheim ist! Andere lutschen bereits aus ihren Tüten die pappigen Schleckerl und schmieren sich gegenseitig im Vorbeigehen die bonbonsaftstarrenden Finger an die Hosen und frischgewaschenen Hemdkrägen.

Bei seiner Ankunft überschaut der Lehrer die Reihen. Auf den ersten Blick sieht er, welche Eltern mit ihren Kindern öfter wandern. Feste Stiefel mit breitem, niederem Absatz, wollene Strümpfe, Rucksack, Regenmäntel oder Windjacke, das sind die unverkennbaren Merkmale guter Ausrüstung. Anders ist der Franzl, der Karl und wie sie sonst noch alle heißen, beisammen: Der eine hat seine neuen Sonntagsstiefel an, der andere den Sonntagsanzug mit dem unvermeidlichen Stehkragen, der dritte trägt sein Eßpackerl an einer Schnur, der vierte hat seine Brotzeit in einer Einkaufstasche verstaut, dem nächsten schaut eine Bier- oder Limonadenflasche

Wandertag? Das ist etwas Besonderes. Darum hat Mutter ihren Egon bestimmt, seinen neuen Anzug anzuziehen. Und da man nicht wissen kann, gab sie ihm auch noch den Schirm mit . . . .

aus der Rucksacköffnung und, was häufig zu beobachten ist: In letzter Minute hat Mutti dem Kleinen noch schnell Weintrauben, Pfirsiche oder Pralinen gekauft, die der Bub dann in der dünnwandigen Düte an seinen schönen Anzug preßt und sich damit schon in der ersten halben Stunde beschmutzt.

Die Klasse ist nun abmarschbereit, die Wanderung beginnt. Anfangs klappt alles. Sobald sich aber draußen im Freien die beengenden Reihen lösen und die Kinder sich ungebunden geben dürfen, dauert es gar nicht lange, dann stellen sich die ersten Zwischenfälle ein. Unbemerkt löst sich die Schnur von einem Brotpaket und die Brote rollen in den Schmutz, ganz natürlich auf die Butterseite. Und wie Kinder sind: Das eine nimmt's von der lustigen Seite und versucht den unwillkommenen Pfeffer zu beseitigen, mangels Messer natürlich mit dem Finger. Das andere, empfindlich und reinlich, verzichtet lieber auf das Brot. Hätte die Mutter den Mundvorrat dem Kleinen in einem Rucksäckchen verstaut, wäre das Kind nicht um sein Essen gekommen. Und überdies: Kinder brauchen beim Spazierengehen freie Hände, damit sie sich ganz unbehindert geben können.

Dauert gar nicht lange, da ruft ein Bub: „Herr Lehrer! Der Brandl Konrad sagt, er kann nicht mehr gehen, weil ihm der Fuß so weh tut!“

„Wo denn, Brandl?“

„Ja, an der Ferse!“

„Schuh runter! Du hast ja arg gestopfte Strümpfe an!“

„Ja, die Mutter hat gesagt, die tuns schon zum Fortgehen. Die besseren müssen wir für den Sonntag aufheben.“

Da ist eben nichts zu wollen, trotz aller gutgemeinten Worte. Ein Zinkpflaster auf die gerötete Stelle und der Marsch geht weiter. Aber bald ist ein neuer kurzer Aufenthalt notwendig.

„Herr Lehrer! Der Riener weint.“

„Warum?“

„Der hat sich seinen neuen Anzug zerrissen. Er sagt, er kriegt Schläge daheim!“

Liebe Mutter! Der Bub verdient keine Strafe. Warum ziehst du ihm den neuen Anzug an? Die Schulwanderung ist doch keine Promenade. Eine kurze Hose, am besten eine Trachtenhose, ein festes Leinenhemd und die Werktagsjoppe, den Mädchen ein Dirndl- oder Leinenkleid, dann brauchen die Kinder nicht so Obacht geben und müssen sich nicht wegen jedes Schmutzfleckchens fürchten.

So ereignen sich bei jeder Wanderung einige Zwischenfälle. Einmal bricht ein Schirm ab oder bleibt irgendwo stehen, obwohl schon zum soundsovielten Mal dem Mitnehmen eines Schirmes oder Stockes widerraten wurde. Das andere Mal hält eine Limonadenflasche den Sturz seines Trägers nicht aus und Tee oder Kaffee ergießt sich über den ganzen Rucksackinhalt. Aber ganz recht so! Warum nicht folgen! Können Kinder nicht auch einmal einen Tag mit frischem Wasser vorliebnehmen? Ist frisches Wasser bei warmer Witterung nicht besser und bekömmlicher, als zusammengegangener Milchkaffee oder fadschmeckende, halbwarme Limonade? Soll Getränk mitgenommen werden, dann erweist sich Tee mit Zitrone in einer unzerbrechlichen, filzüberzogenen Feldflasche am zweckmäßigsten. Ein Aluminiumbecher tut gute Dienste, Glasflaschen aber, die überdies unnötig den Rucksack belasten, gehören nicht mit auf die Wanderung, vor allem nicht solche mit Korkverschluß. Kinder werden nur verleitet, sich an fremdem Gut zu vergreifen und die leeren Flaschen im Freien wegzuwerfen.

Sind die Kinder einige Stunden gewandert, dann regt sich von selber der Appetit und bald melden sich einige: „Herr Lehrer, ich hab' so Hunger!“

„Ich auch!“

„Na meinetwegen! Also Halt! Rast und Brotzeit!“

Ein netter Anblick, mit welchem Eifer und mit welcher Hingabe das halbe Hundert Kinder ans Auspacken und Schnabulieren geht. Man macht dabei so seine Beobachtungen und sammelt seine Erfahrungen. Wie erziehlich könnte da so manche Mutter auf ihr Kind wirken, wenn sie beim Einpacken des Rucksackes mehr auf Ordnung sähe! Kunterbunt liegt oft im Rucksack alles durcheinander und es ist doch wirklich nicht schwer, hier ein wenig Ordnung zu halten, wenn alles Zusammengehörige jeweils in einen eigenen Leinenbeutel kommt. Hier habe ich natürlich vor allem Wanderungen im Auge, die einige Tage dauern und

Der Lehrer meint, wir sollen kein Geld mitnehmen. Karls Mutter war anderer Meinung. Jetzt kann ihr Junge prahlen . . . .

★

Das Eßpaket an der Schnur ist so eine Sache! Alle Augenblick muß Franz seine Schätze neu verschnüren . . . .

mehr Gepäck verlangen. Das Schwere wird zu unterst gelegt und was man ständig zur Hand haben muß, kommt in die Außentaschen. Notwendige Reservewäsche gibt in einem eigenen Beutel guten, praktischen Rückenpolster im Rucksack und erleichtert sein Tragen. Eßwaren halten sich gut in Aluminiumbüchsen. Mangels solcher dient undurchlässiges, weißes Pergamentpapier einer sauberen Unterbringung von Mundvorrat.

Wie aber schaut in dieser Beziehung gar oft die Wirklichkeit aus? Aus Zeitungspapier wickeln die Kinder ihre Raritäten: Fette Wurst, weiche Eier, meist natürlich zerdrückt, daß ihnen der gelbe Papp über die schwitzigen Finger rinnt, und das unvermeidliche Himbeerkracherl darf auch nicht fehlen.

Natürlich! Da haben wir schon die Bescherung. Der Druck der Kohlensäure in der lauwarmen Limonade ergießt beim Oeffnen der Flasche einen Strahl auf den schönen, weißen Schillerkragen vom Nachbarn, daß er wie gebatikt ist. Tränen sind die Folge.

Unterdessen kommt die Meldung, daß dem Hermann die neue Thermosflasche zerbrochen ist. Wieder Tränen! Neuerdings Belehrungen von Seiten des Lehrers!

Aber nicht immer mit Erfolg, weil noch viele Mütter zu ängstlich um das Wohl ihrer Kinder bei Schulwanderungen besorgt sind und sie mit einem Vielerlei von Mundvorrat ausrüsten, der weder der Gesundheit dient, noch zweckentsprechend ist.

Auf dem Heimweg gehts selbstverständlich auch nicht ganz glatt ab. Einer hinkt, weil ihn die neuen Stiefel drücken; einem anderen ist schlecht geworden. Seine Kameraden verraten, daß er eine große Düte Süßigkeiten geschleckt hat. Ein Dritter hat Bauchweh, weil er auf Obst Wasser getrunken hat. Etliche Hoffmannstropfen erfüllen ihren Zweck. Dem kleinen Karl freilich helfen keine Hoffmannstropfen. Dem hätte nur die Mutter von Haus aus helfen können, wenn sie das Loch in der Hosentasche geflickt hätte. Dann hätte er nämlich nicht seine Mark verloren. Ganz kleinlaut ist er. Er schiebt im Geheimen dem Lehrer die Schuld zu, weil er ihm keine Gelegenheit zum Ausgeben des Geldes verschaffte. Die Kinder aber haben in ihrem sozialen Gefühl Mitleid mit dem Kameraden, obwohl er zuerst ihren Neid erregte. Ihr aber, liebe Mütter, gebt den Kindern auf Schülerwanderungen nur dann Geld mit, wenn die Lehrkraft dies wünscht. So lernt die Jugend das Sparen und Einordnen in die Gemeinschaft. Das arme Kind sieht, daß sich das wohlhabender Eltern auch nichts kaufen kann und darf, und es wird in seinem Herzen kein Neid aufkommen, der so leicht die Freude am schönen Wandern verderben kann.

Wenn ich also zum Schlusse in Kürze aus all diesen der Praxis entstammenden Beispielen das Ergebnis ziehen darf, dann möchte ich zusammenfassend sagen:

Neues, unbequemes Schuhwerk vergällt frohe Wanderlaune. Blasen und Wundlaufen werden besser verhindert, als kuriert. Ein vorheriges Fußbad und Einpudern der fest abgetrockneten Füße mit Vasenolpuder, wollene, möglichst ungestopfte Strümpfe und Einlagesohlen aus Kork, Stroh oder Papier in die beim Wandern erprobten, wasserdichten Stiefel erhalten die Kinder marschfähig. Ein Regenmantel, eine Pelerine oder eine wasserdichte Windjacke, durch den Rucksack gezogen, ergänzt zweckmäßig die schon eingangs erwähnte möglichst bequeme Kleidung. Kopfbedeckung ist überflüssig. An Proviant erweist sich als haltbar, gut und gesund: Nicht zu fette Dauerwurst, kaltes Fleisch, Hartkäse, möglichst schon auf Brötchen zurechtgerichtet, nicht zu weichgekochte Eier, Schwarzbrot, Kaffeekuchen, Zwieback, etwas Schokolade und dergl. Obst verlangt vor allem sorgfältige Verpackung. Zu viel Süßigkeiten erhöhen das Durstgefühl und verursachen einen üblen Magen. Bei Wanderungen, die mehrere Tage dauern, ist eine Wolldecke mitzunehmen. Mädchen führen zweckmäßig eine kleine Blechschachtel mit Nähzeug, Knöpfen und Sicherheitsnadeln mit. Die Sorge um Verbandszeug und dergleichen obliegt dem Führer der Wanderung.

So ausgerüstet wird dem Kinde eine Wanderung zum freudigen Erlebnis werden. Und der Lehrkraft, für die ein Schulausflug wahrlich keine Erholung bedeutet, wie vielfach angenommen wird, bleibt manche Sorge auf diese Weise am Wandertag erspart.

Mutter hat es gut gemeint. Aber jetzt weiß ihr Junge mit der Weintraube nichts mehr anzufangen ....

★

O weh, die schlecht gestopften Strümpfe! Nun hat der Heinz sich Blasen gelaufen ....

„Willi"

Plauderei von Möller-Crivitz

Es war — so berichtete mir mein Vater — eine Nacht in den ersten Apriltagen, wie man sie sich nicht ärger denken konnte. Stundenlang trieb ein plötzlich aufgekommener Sturm ein Gemisch von Schnee, Regen und Hagel vor sich her und klatschte ihn an die Fensterscheiben. Ein Wetter also, bei dem man — wie man bei uns zuhause sagt — keinen Hund vor die Tür schikken mag. Als aber der Morgen anbrach, strahlte die Sonne aus lichtblauem Himmel über der Kleinstadt, trocknete sie schnell die Pfützen und leckte gierig das Naß von den Dächern — es war eben April. Und in dieser Nacht wurde ich geboren. Mein Vater erfuhr davon aber erst am übernächsten Tage, immerhin aber noch früh genug, um die standesamtliche Anmeldung seines zweiten Jungen selbst vornehmen zu können. Es ist dies für mein ganzes Leben von einschneidender Bedeutung geworden, denn nur mit Not hat meine Mutter ihren Bruder davon abhalten können, diese amtliche Registrierung zu besorgen, und dadurch ist es mir erspart geblieben, den von ihm ausgesuchten Namen tragen zu müssen. Er wollte mich nämlich Klaus-Dagobert nennen! So aber bekam ich den Namen meines Vaters: Wilhelm.

Ich bin auf diesen Namen immer stolz gewesen, ganz im Gegensatz zu den vielen Altersgenossen, die samt und sonders nicht mit den ihnen verliehenen Vornamen einverstanden waren. Ganz abgesehen von seiner Bedeutung, meine ich auch heute noch, daß dieser Name zu mir am besten paßt. Ich kann mir den Schmerz nicht ausdenken, wenn es nach meinem Onkel gegangen wäre! Man denke: Klaus-Dagobert! Der Gedanke schon macht mich heute noch unruhig. Man hätte mich als Kind zweifellos „Klausi" oder gar „Dagi" genannt! So heiße ich also Wilhelm.

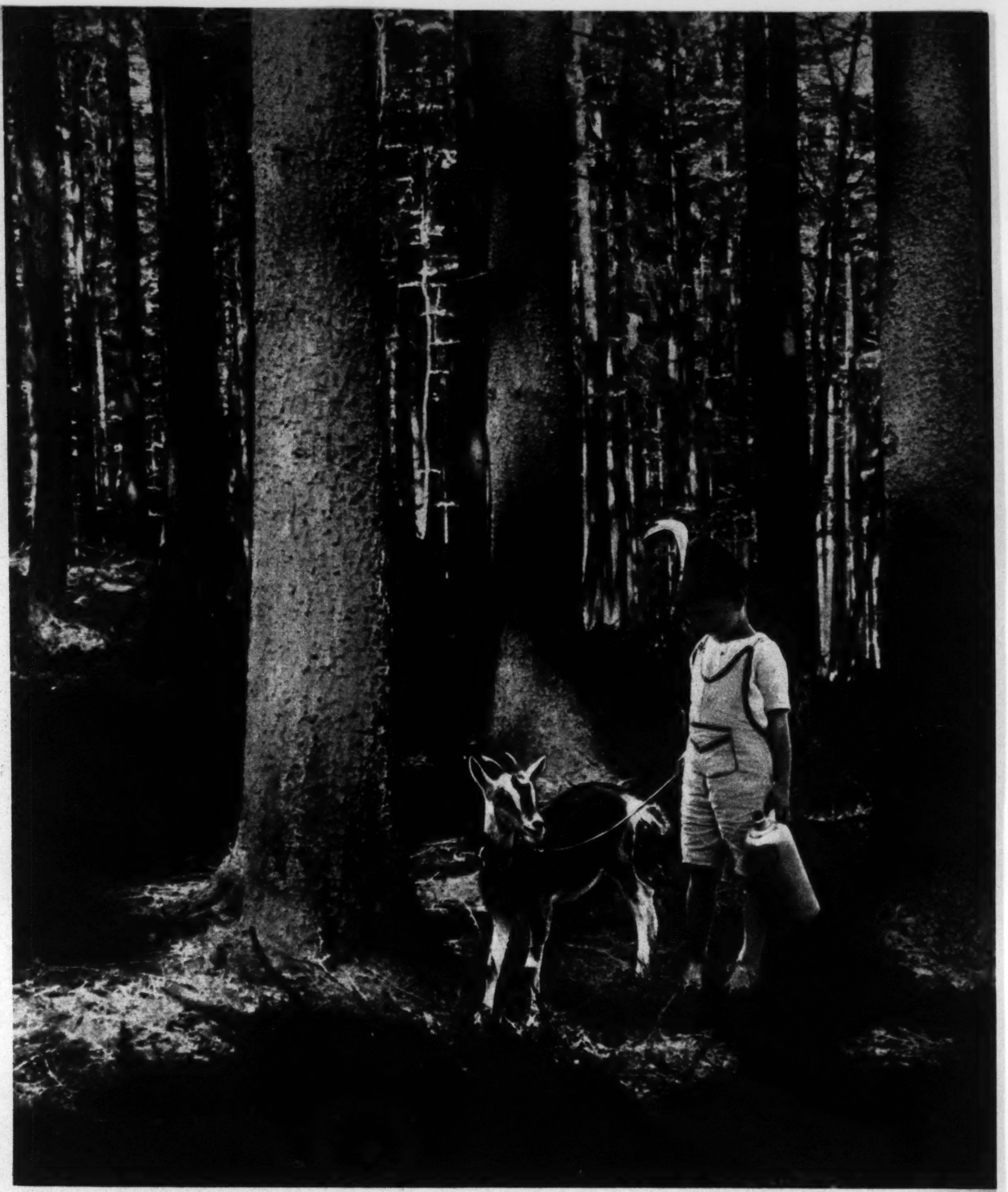
Gewiß, so stand es von Anfang an in den standesamtlichen Papieren und auch im Kirchenbuch. Daß ich aber wirklich Wilhelm heiße, das ist die Geschichte eines Kampfes, der sich wie ein roter Faden durch mein Leben zieht. Und auch heute noch, wo ich das vierte Jahrzehnt meines Lebens fast vollendet habe, flackert dieser Kampf manchmal wieder auf. Allerdings nur dann, wenn ich die alten Feuerstätten meiner Jugendzeit aufsuche und alten Jugendkameraden begegne.

Der Grund ist dieser: Bei uns im Mecklenburgischen ist es eine „alte, liebe, von den Vorderen übernommene Gewohnheit", Namen und Titel in jeder nur möglichen Form zu verniedlichen — also im Diminutiv anzureden. So wird aus dem schönen Namen Johann ein Hanning, ein Hanne oder ein Jöching, aus Karl wird Körling, manchmal auch ein Karli, aus Christoph ein Stöffer, aus Friedrich wird Fiete, aus Rudolf ein Rudi und aus Wilhelm darum ein Willi, ja, sogar ein Willing und manchmal auch ein Illing. Weil das nun gang und gäbe ist, hieß auch ich nicht Wilhelm, sondern Willi, und wars der Mutter einmal weich ums Herz, nannte sie mich auch wohl Willing. Solange ich ein Schoßkind war, wird es mir nichts ausgemacht haben, aber später spürte ich bei dieser Anrede jedes Mal einen Stich. Ich war stolz auf meinen Namen Wilhelm und wollte nicht Willi heißen. So legte ich mich dann zuerst aufs Bitten, als das nichts nutzte, wurde ich renitent. O, ich weiß es noch, daß mich ein Bekannter meiner Eltern so nannte, weil ich weder durch Drohungen noch durch handgreifliche Beweise der körperlichen Ueberlegenheit meiner Erzieher zu bewegen war, einen an „Willi" gerichteten Auftrag auszuführen. Ich solle mich nicht so albern haben, meinte meine Mutter manchmal, wenn ich die Verstümmelung Willi für albern hielt, und ich solle meine jüngere Schwester Elise nicht so „herzlos" Elise, sondern Liddi nennen. Es ist mir niemals ganz klar geworden, warum die Eltern und Bekannten uns nicht mit dem richtigen Namen nannten, warum sie die verniedlichte Form wählten, denn mehr als einmal habe ich meine Mutter den Vater Wilhelm nennen hören, und dann lag ein so feiner Schmelz in ihrem Ton, daß man einen Namen gar nicht zärtlicher aussprechen kann. Nur mein älterer Bruder Rudolf blieb sonderbarer Weise hiervon verschont. Ihn hat niemals jemand anders als Rudolf genannt. Das machte mich eifersüchtig, und so weiß ich, daß ich einmal diese „Gerechtigkeit" auch für mich verlangte. Da meinte meine Mutter aber, daß sie sich bei meinem Bruder an „Rudi" habe nicht gewöhnen können, und nur darum heiße er Rudolf. Ich ließ aber nicht locker und wandte ein, daß mein Vater ja auch nicht Willi, sondern Wilhelm genannt werde. Worauf meine Mutter mir bedeutete, daß er von seiner Mutter wohl stets nur Wilhelm gerufen worden sei. Darauf kam es mir ja überhaupt nur an: Mich ärgerte es, daß auch die Altersgenossen mich Willi nannten; von der Mutter hätte ich es mir schon gefallen lassen. Aber für Fremde wollte ich Wilhelm sein: So war ich denn überzeugt, daß eben meine Mutter die Schuld daran trage, daß ich auf meinen richtigen Namen zeitlebens verzichten müsse, daß alle Welt mich einfach Willi nennen würde, wie es die Spielgefährten, die Nachbarn und Bekannten schon jetzt taten.

So kam es denn mit der Zeit, daß ich aus purer Bosheit alle Wilhelms ebenfalls Willi nannte. Und das brachte mir in der Schule einmal fast böses Ungemach. Ich hatte nämlich statt Kaiser Wilhelm II. gesagt: Willi der Zweite. Ich weiß noch, wie mich mein Lehrer da plötzlich ansah, so, als ob ich das gräßlichste aller Staatsverbrechen begangen hätte. Zu meinem Glück hat der Lehrer mich aber nur mit der gelindesten Strafe, die denkbar war, bestraft, ich mußte fünfzig Mal aufschreiben: „Der Kaiser des Deutschen Reiches und König von Preußen, unser oberster Landesherr, heißt Wilhelm II." Was ich aber nicht verstehen konnte, war, daß die ganze Klasse laut aufbrüllte vor Lachen und daß mein Klassenlehrer mich fassungslos fragte, wie ich nur darauf kommen konnte, statt Wilhelm II. Willi der Zweite zu sagen. Da habe ich mich vergeblich gefragt, wie man denn zu mir, der ich doch auch Wilhelm heiße, stets nur Willi sagen könne.

Am Ende habe ich mich doch durchgesetzt, und meine Mutter war eine der ersten, die mich dann auch stets Wilhelm nannte. Dafür bin ich ihr von Herzen dankbar. Und das kam so: In der ersten Klasse nahm der alte Rektor, der ein feiner und gütiger Mann war (er hat mich nie anders als Wilhelm genannt!), mit uns die wichtigsten Bestimmungen des bürgerlichen Rechts durch. Das stand zwar nicht im Lehrplan. Aber so war der alte Herr, er kümmerte sich öfter als einmal nicht um das, was die vorgesetzte Behörde ihm vorschrieb, sondern lehrte uns aus dem Leben zu denken. An vielen Beispielen hatte er uns erklärt, daß niemand des andern Gesundheit schädigen dürfe, daß das Gesetz besonders die Körperverletzung streng bestrafe. So sei es aber auch mit der Ehre, die, ebenso wie sein guter Name, ein Teil des Menschen sei. Und dann sprach er davon, daß üble Nachrede ebenfalls vom Richter geahndet werde.

Zwei Freunde gingen durch den Wald . . .



Aufnahme E. Hase

Während er uns dies alles erklärte, muß ich mit meinen Gedanken wohl fernab gewesen sein, denn plötzlich hörte ich meinen Namen aufrufen. Da wollte der Rektor wissen, was mich beschäftige. Ich fragte ihn da, ob es denn auch ein Gesetz gebe, das es dem andern verbiete, den Namen, der doch auch ein Teil des Menschen sei, zu verstümmeln. Und da sagte ich ihm, daß ich vergeblich dagegen ankämpfe, Willi genannt zu werden. Ich weiß noch, wie mich seine großen blauen Augen da ansahen. Er muß wohl mein geheimes Leid gespürt haben, denn plötzlich strich er mir impulsiv über das wirre Haar und meinte, daß er mich wohl verstehen könne. Er halte auch nichts davon, daß aus Otto ein Otting, aus Adolf ein Ati, aus Gustav ein Guschi und aus Johannes sogar ein Jo würde. Ebensowenig wie er die Koseform von Marie in Mi, von Luise in Lu, von Charlotte in Lo und von Adele oder Adelgunde in Addi nun geschmackvoll finde. Doch dann wußte er gar feine Worte für unsere Eltern, deren Liebe und Zärtlichkeit sich in diesen Abkürzungen ausdrücke. Das aber sei sicher, eines Tages würde diese Koseform nicht mehr gewählt werden, bei einem früher, beim andern später, meist aber dann, wenn aus dem Knaben ein Mann und aus dem Mädel eine Frau geworden. Eine Weile stand er sinnend vor uns, dann sprach er leise weiter, und seine Stimme hatte einen weichen Klang bekommen, so, als steige plötzlich ein Bild aus längst vergangenen Tagen vor ihm auf. „Heute ist es dir nicht recht, daß deine Mutter dir einen Kosennamen gab. Vielleicht kommt die Stunde früher für dich als du denkst, da du dich zu ihr flüchten wirst. Und wenn sie dann nichts anderes weiß, als dich bei diesem Namen zu nennen, so wird dir das Kraft geben und Glauben. Wird dir dann vielleicht das Schönste sein, was sie sagen konnte!“ Er wurde wieder wie er immer war: „Im übrigen aber magst du recht haben, Kosenamen gehören nicht auf die Straße. Wenn schon, dann allenfalls für den Hausgebrauch.“

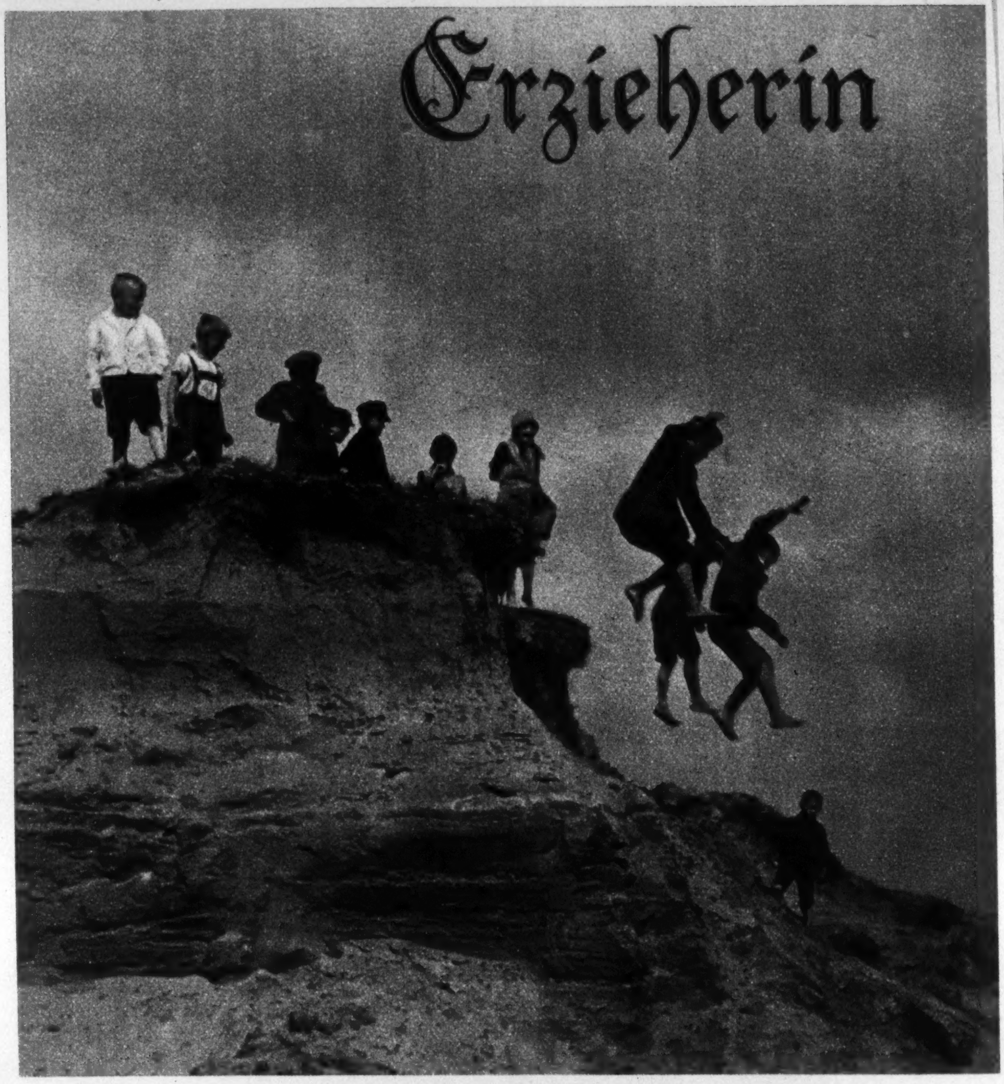
Er hat dann wohl mit meiner Mutter gesprochen, denn von da ab heiße ich wirklich Wilhelm. Und was jene andere Stunde angeht, die der alte Herr mir andeutete, nun, wie wahr hatte er gesprochen!

Hieran wurde ich erinnert, als ich Engelbert Hertel: „Denkt an die Vornamen“ im Heft 8 unserer „Reichs-Elternwarte“ las. Ich kann mir denken, daß mancher Johannes sich nicht gern Jo rufen hört und daß manche Luise durchaus nicht mit Lu einverstanden ist. Wenn es aber so ist, dann sollten die Eltern ein wenig auf ihr Kind hören, sollten das Eigentum ihres Kindes, seinen Namen, ebenso achten, wie sie all die kleinen Gegenstände respektieren, die ihrem „Jo“ oder ihrer „Lu“ unbestritten gehören.

Die Gemeinschaft als Erzieherin

Von Ewald Welzel

Mit 3 Aufnahmen des Verfassers
(aus „Glückliche Jugend“ im Behm-Verlag)



Zuvor möchte ich von einem Bilde erzählen, das sich mir in einem einsamen Walddorf bot und das mir unvergeßlich sein wird. Dort besuchte neben vielen anderen braven, mutigen und lustigen Dorfjungens und -mädels auch ein Knabe die idyllisch gelegene Dorfschule. Hans, so hieß der Junge, der einzige Sohn wohlhabender Eltern, war das Musterbeispiel einer spießerhaften Erziehung. Pünktlichkeit und Genauigkeit, Artigkeit und Gehorsam waren hier mit einem Strebergeist gepaart, daß Hans während seiner Schulzeit niemals ernstlich Anlaß zu Klagen gab. Seine Schularbeiten waren mit einer für gesunde Jungens geradezu unna-

türlichen Sorgfalt angefertigt, sein Anzug war stets von einer vorbildlichen Sauberkeit, und selbst wenn er bei seinen sonntäglichen Spaziergängen mit seinen Eltern heimkam, sah sein weißer Anzug am Abend noch wie neu aus. Ueber diese Artigkeit hinaus, die ihn zu einem Musterknaben schlimmster Sorte machte, besaß Hans aber auch nicht den geringsten Drang zum Abenteuer, zum Unternehmen, zum Kampf, zum Spiel.

Als ich einst nach einem Unwetter die Dorfstraße entlang ging, sah ich eine Horde wilder Jungens an einer großen Wasserpfütze toben. Wie eine Indianerhorde stürzte die losgelöste Bande durch das von der Natur geschaffene Planschbecken. Parademarsch wurde mitten durch das Wasser geübt, und dabei trampste die Gesellschaft so gewaltig und mutig auf, daß die Spritzer meterweit reichten. Wie donnerte und rollte da eine Lachsalve nach der anderen die Dorfstraße entlang, wenn sich einer mal mitten in den Tümpel hineingesetzt hatte.

Und die Hosen? Danach fragt kein echter Junge. Im Augenblick des Ereignisses gibt es wohl Tränen, wenn aber die Bescherung mit Gras oder irgend einem Ast abgekratzt ist, geht das Toben umso wilder weiter. Jeder ist hier draußen sein Herr und Meister, und jeder wilde Lausbub ist Meister und Vorbild des anderen. Was die einen können, das können auch die anderen bald. Da wird nachgemacht und probiert, bis das Wasser genau so hoch spritzt, bis Hosen und Hemd und Gesicht genau so dick mit grauen und braunen Sommer„sprossen" übersät sind. Nirgends ist der Gedanke von Angst zu finden, überall aber blühen Furchtlosigkeit und frischester Wagemut. — Keilerei gehört natürlich auch zum Vergnügen. Nur gesunde Jungens messen ihre Kräfte, Musterkinder sind feige, weil sie Angst haben zu verlieren, und Angst vor einer Blamage ist immer eine Schwäche der Einzelerziehung. Bei einer Keilerei in einer solchen Wasserpfütze geht es immer lustig zu. Was tuts, wenn einem Großmaul mal eine volle Ladung in den schreienden, schimpfenden Rachen fliegt!

Hans stand damals in der Nähe an einem Zaun. Blaß war sein Gesicht wie immer, und Sehnsucht nach den Erlebnissen seiner frischen Mitschüler, aber auch die Angst um seinen Anzug und seine zarte Haut waren in seinen Augen zu lesen. Er ist der artige Musterknabe, ein armseliges Produkt unverständiger Erziehung. Er wird immer gelobt, weil er mit größter Genauigkeit nach vielen Vorschriften und Erziehungsgeboten lebt, aber er bleibt weltfremd, weil er niemals das wahre Leben kennen gelernt, weil er niemals erfahren hat, daß das Leben erst hinter solchen Vorschriften beginnt. Die wilden Jungens aber toben und lachen sich gesund, heute noch als Herren und Helden der Pfütze, später sicher mal als Helden und Meister des Lebens.

Altkluge Kinder sind Zierpflanzen, aus dem Boden der Vernunft und Verständigkeit der Erwachsenen hervorgegangen, sie wirken wie Seifenblasen, sind ohne Innerlichkeit und Natürlichkeit. Ihr Können und Wissen ist Dressur ohne Stärke der Seele, ohne großes Gefühl und Erleben. Es fehlt ihnen das Erd- und Zeitgebundene, die sich selbst behauptende Lebenskraft. Zu diesen Typen gehört auch Hans, jene Typen von Einzelgängern aus den sogenannten Einkindehen und auch solche Kinder, die sich stets abseits halten vom Tun und Treiben ihrer Kameraden, die das wilde Gebahren unfein finden. Im Gegensatz zu diesen ungesunden Erscheinungen in der Erziehung steht jener Typ von Kindern, die im Kreis einer gleichaltrigen Kindergesellschaft aufgewachsen sind, die Kinder zum Spielgefährten und Kinder zum Umgang hatten. Kinder erziehen sich am besten untereinander, sie behalten dadurch ihre Natürlichkeit, die für das jeweilige Alter notwendig ist, sie erziehen sich hier gegenseitig für das Leben, werden hart und stark, verlieren viele Schwächen und werden allmählich immer mehr gewöhnt, den Gefahren des Lebens furchtlos zu begegnen.

Was nützen dem Staat heut Kinder, die in einigen Tugenden erzogen, die brav und artig, pünktlich und folgsam und immer sauber sind? Wohl sollen Kinder auch hierin gut erzogen werden. Aber diese Schulbravheit bildet Musterschüler, die wohl dem Lehrer keine Schwierigkeiten machen und die nichts tun, was über das normale Maß hinausgeht oder mit den Anordnungen und Gesetzen in Widerspruch stehen sollte. Solche Kinder aber sind nicht einmal für die Schule geeignet, sind vielleicht einem bequemen Lehrer angenehm, aber sie versagen im Leben immer und bringen es nie über den Durchschnitt hinaus.

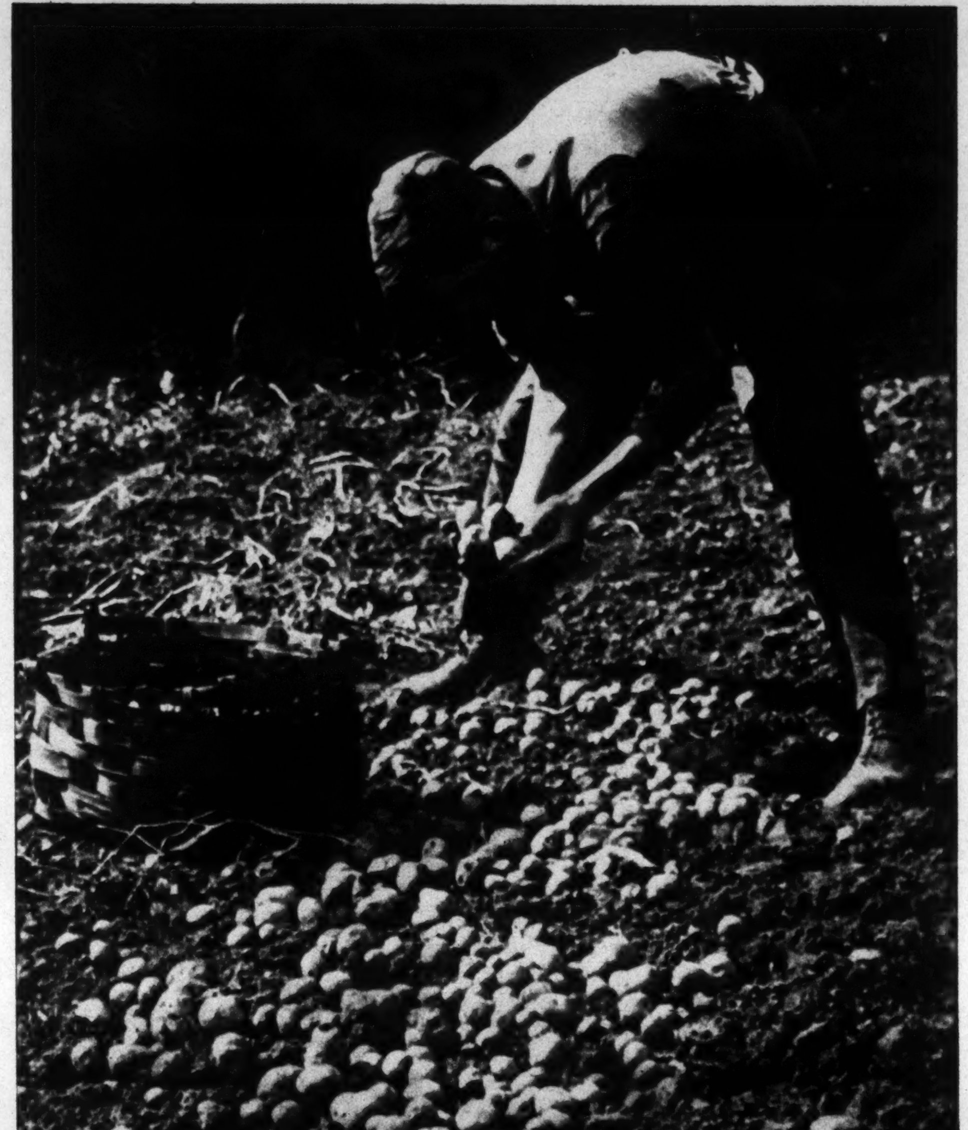
Wir brauchen Kinder, die warmes Leben und Blut in sich spüren, die Unternehmungsgeist und Tatendrang besitzen, die sich durch Abenteuerlust und Kampfesmut auszeichnen. Das ist ein rechter Junge, der nicht nur hinter den Büchern sitzt, sondern auch mal aus eigenem Antrieb etwas unternimmt, der

in Feld, Wald und Wiese und auch in der Stadt seinem Tatendrange Betätigung verschafft. Leben und Kampf sind kennzeichnend für eine außerordentliche Gesundheit. Ich erinnere mich noch gern an meine Kindheit im elterlichen Forsthaus. Ein Forsthaus ist wohl, so kann ich sagen, die idealste Bildungsstätte für einen Freundschaftskreis tobender Jungen. Kein Baum, kein Strauch war uns zu hoch und zu stachlig, kein Graben zu breit, kein Zaun zu gefährlich und kein Weg und Schlammloch im Walde zu weit, um nicht unsere Kräfte, unsere Geschicklichkeit zu erproben. Daß einer von uns dabei auch mal in die Dunggrube fiel, daß die Kleidung dann tagelang nach Jauche stank, und er von der Familie mit Naserümpfen und nicht gerade feinen Bemerkungen behandelt wurde, was tat das? Wir fühlten uns alle als Helden, standen im Mittelpunkt einer Heldentat! In dieser Gemeinschaft der Kinder gibt es keine sozialen Unterschiede. Hier kennen die Kinder nicht Armut und Reichtum, nicht hoch noch niedrig.

Oft beobachtet man, daß Kinder bessergestellter Familien die Freundschaft ärmerer Kinder suchen. Das hängt wohl meist damit zusammen, daß sie hier echtes Jungentum finden, daß sie hier mit diesen zusammen die große schöne Freiheit beim unbeobachteten Toben und Treiben und damit die herrliche Sonne goldenster Jugendzeit genießen können, ohne vor fortwährenden Ermahnungen und sonstigen Erziehungshemmungen Angst haben zu müssen.

Die höchsten Ideale des Gemeinschaftslebens sind Freundschaft und Kameradschaft, Heroismus, Mut und Unternehmungsgeist, Unerschrockenheit und Tatendrang. Bisher hat die Jugend, die ja in ihrer praktischen und erfinderischen Begabung einzig dasteht, diesen Mangel in der Erziehung glänzend auszugleichen gewußt. Sie suchte sich die Gemeinschaft in ihren eigenen Reihen und pflegte dort eine Art Freundschaft und Kameradschaft, wie sie jetzt in den Reihen der HJ., BDM., SS. und SA. neu belebt wird und eine bestimmte Richtung erhält.

Vater und Mutter werden zugeben müssen, daß die Erziehung ihrer Kinder zu wirklich kraftvollen und zugleich sozialen Persönlichkeiten niemals im Elternhaus allein, sondern nur in der Gemeinschaft erfolgen kann. Sie irren sich oft in dem Glauben, daß die Kinder auch später noch ganz und gar ihnen gehören und daß kindlicher Gehorsam gleichbedeutend sei mit Vertrauen. Gehorchen entspringt aus dem Autoritätsgefühl, ist anerzogen. Das Vertrauen des Kindes aber wird immer dorthin neigen, wo es das wahre Verständnis für sein innerstes, fortstürmendes Leben findet.



Saure Arbeit

Aufnahme E. Hase

Aufnahmen E. Hase

Henrich Hansen,
Bayreuth

„Männer" unter sich

Die Ferien waren zu Ende. Nun saßen Klaus, Fritz und Heinrich in der alten Schmiede am Rande des kleinen Städtchens beisammen und tauschten ihre Ferienerlebnisse aus. Fritz, der kleine Struppige mit der frechen Stumpfnase und den widerspenstigen Haarborsten, strich sich ein paarmal mit den Fingern, die noch die Spuren von Lakritzen trugen, durch den Schopf; so, wie er es während seines Ferienaufenthaltes in seinem kleinen Fischerdorf auf Hiddensee von einem Badegast gesehen hatte, spuckte einmal kräftig aus und sagte: „Mir sind die Weiber leid! Jetzt ist Schluß damit!" Die anderen beiden nickten bedächtig mit dem Kopfe. Heinrich beschäftigte sich zuvor ein wenig mit seiner Nase, bevor er seine Erfahrungen über das weibliche Geschlecht nun näher zum besten gab: „Ja, sie wollen nicht allein nie was abgeben, sondern sie petzen auch noch. Da war neulich die Hilde Neumann, die wollte mir keine Lakritzen abgeben. Und als ich ihr da ein paar langte, da ist sie gleich zu meiner Mutter gelaufen und hat außerdem noch gesagt, ich hätte mit der kleinen Nagelschere all die Stacheln von Mutters Kaktus abgeschnitten. Seit der Zeit habe ich auch genug von den Weibern." Fritz erhob sich plötzlich, sah sich ein paarmal selbstsicher im Kreise um, eben wie es nur „Männer" von dreizehn Jahren können, und begann leise zu flöten. Wenn Fritz flötete, so bedeutete das in der Regel eine Sensation. So auch heute. „Männer", sagte er, „ich habe mit euch zu sprechen. Könnt ihr schweigen?" Fritz pflegte gern ein wenig pathetisch zu sprechen, seitdem er aus Vaters alter Bücherkiste ein paar alte Indianerbücher herausgeangelt hatte. „Männer", sagte er weiter, „ich vertraue euch!" Vier kugelrunde Jungensaugen richteten sich gespannt auf den Sprecher. Der räusperte sich noch ein paarmal, griff dann umständlich und tief in die Hose und zog einen dickleibigen Umschlag heraus. Mit spitzen Fingern öffnete er den Umschlag. Ein beschädigter Zigarettenstummel und eine kleine, scheinbar nicht mehr ganz junge Zigarrenspitze aus Pappe, lugten neugierig über den Rand. Mit der Eleganz und Sicherheit des Mannes von Welt drückte Fritz diese in den Behälter zurück. Faßte nochmals mit

spitzen Fingern hinein und brachte eine Photographie hervor. Das Bild zeigte die Aufnahme einer nicht mehr in den ersten Lenzen stehenden Frau. Typ: halb Greta Garbo—halb spanische Tänzerin. Versunken schaute Fritz auf dieses Bild, murmelte tiefsinnig vor sich hin, seufzte dann auf und sagte nichts als nur: „Ja . . . Ja! „Und die anderen beiden antworteten gleichfalls mit: „Ja . . . Ja!" „Dieses Weib, Männer", sagte er, „hat mich kaputt gemacht!" Klaus erhob sich und schnob durch die Nase: „Da haben wir's, genau wie Hilde Neumann mich!" „Ja", sagte Heinrich, „das ist auch so eine". Fritz sah die beiden verächtlich an und sagte: „Ihr irrt, Männer! Die Sache liegt tiefer. Sie hat mich finanziell ruiniert." Klaus und Heinrich wurden ernst. Wer den Fritz finanziell kaputt machen konnte, mußte schon etwas ganz Besonderes darstellen. Jeden Sonnabend erhielt er vom Vater 50 Pfennig Taschengeld ausbezahlt, und wenn man die notwendigen kleinen Ausgaben abzog, so blieben immer rund 25 Pfennig verfügbar. Die Sache schien wirklich tiefer zu liegen. Fritz zitierte in der Form seiner vorkriegslichen Indianerliteratur weiter: „Ich war auf Ferien, ihr wißt, Männer. Das Kino in N.... ist klein; aber ein schickes Programm, sage ich euch. Beim Friseur hing in der großen Ladenscheibe, auf Pappe geklebt, dieses Bild und noch eins, das einen Mann darstellte. Und darunter stand: Heute Abend im Strandkino „Die Blume aus Wildwest". Die beiden Hauptdarsteller sind persönlich anwesend. Das hier, und er schwang das Bild über seinen Häupten, ist die „Blume aus Südwest". Ich denke, das muß man gesehen haben." „Hatten Jugendliche denn Zutritt?" fragte Heinrich neugierig. „Was heißt Jugendliche?" erwiderte Fritz beleidigt. „Alle Leute halten mich für älter. Neulich hat sogar der Scherenschleifer „Sie" zu mir gesagt. Ich also in den Friseurladen. „Eine Karte für heute abend" sage ich. „In welcher Preislage?" fragt der Friseur. „Nicht höher als 50 Pfennig!", — ich. „Unter 75 Pfennig gibt es keine", — er. Ich ging schnell noch einmal nach draußen und zählte mein Geld nach. Es waren noch 78 Pfennig. Also wieder rein und die Karte geholt. Und nun kommt die Schmach. Männer", Fritzens Stimme bebte voll gerechten Zorns. „Von ein Viertel nach sieben stand ich am Kino und wartete — bis fünf Minuten vor acht. Da kam der Friseur gelaufen. Mit zwei Reißzwecken heftete er ein Schild an die Tür: Wegen Krankheit der Hauptdarstellerin wird die Vorstellung auf acht Tage verlegt. Die Karten behalten ihre Gültigkeit! Alle Leute haben getobt. Ich am meisten, denn ich mußte am anderen Tag doch abreisen. Und als ich am nächsten Tag vorher noch zum Friseur lief — und mein Geld wiederhaben wollte, da sagte er, er hätte nur den Vorverkauf, die Zurückzahlung der Gelder erfolge nur an der Kasse — eben vor der Vorstellung. Als ich da etwas von Schwindel flüsterte, brüllte er, ich kriegte gleich welche an'n Latz! Und dann schmierte er mir mit dem Seifenpinsel das Gesicht voll Seifenschaum und sagte, ich solle jetzt nach Hause gehen und meine Mutter grüßen." „Unerhört!" bemerkten die beiden „Männer". Ja, Klaus erhob sich und schrie heiser: „Wo ist er? Wo ist er?", womit er vermutlich den Friseur meinte. Fritz gebot Schweigen und sagte: „Ich habe mir aber noch schnell, bevor ich rauslief, dieses Bild vom Plakat gerissen. Denn mein Geld will ich wiederhaben. Und wenn ich die Blume Wild-Westens einmal sehe, soll sie zahlen." Das war Fritzens letztes Wort in der Angelegenheit. Er brach den Zigarettenstummel umständlich in drei Stücke, gab jedem ein Stück und wenige Minuten später stiegen, wenn auch nur etwas asthmatisch, stille Rauchwolken auf.

So ist es, wenn „Männer" unter sich sind. Im Rauche der Friedenspfeife erstirbt selbst der Aerger um eine ruinierte Existenz..

Die Lüge

Von Paula Koenig

Zeichnung von Wilhelm Busch

Die kleine Erika ist mit der Mutter in Berlin. Zum ersten Mal. Die Mutter hat vorher erzählt, wie schön es in Berlin sei, die vielen Autos und die Untergrundbahn und abends die bunten Lichter. Aber es ist nichts für Erika, das alles. Zuhause hat sie einen Garten und einen Hund, der immer mit ihr geht und mit dem sie reden kann. Dem sie lange Geschichten erzählen kann, Geschichten, die man der Mutter nie erzählen könnte, — Mutti hat ja auch nie Zeit zuzuhören. Zeit, — das weiß die kleine Erika — das ist etwas, was es bei den Erwachsenen nur ganz selten gibt. Das ist etwas, was eine große Rolle spielt, was alle großen Leute nie, aber auch nie haben, und, — was sie anscheinend auch gar nicht haben wollen; denn sonst müßten sie es doch einfach manchmal haben. Die großen Leute kriegen doch, was sie wollen, anders als die kleinen. Und nun die Menschen hier in der Stadt haben schon überhaupt gar keine Zeit. Sie rennen alle, ohne rechts und links zu sehen, hastig aneinander vorbei, sie laufen hinter dem Omnibus her, um ihn noch zu kriegen, obwohl gleich wieder ein anderer kommt, sie hasten die Treppen herauf bei der Schnellbahn und die Treppen hinunter bei der Untergrundbahn. Sie haben alle bestimmt noch weniger Zeit als die Mutter. Und die kleine Erika denkt, daß hier überhaupt niemand ist, mit dem sie reden kann und der sie versteht.

So geht sie traurig durch die Straßen voller Lärm und Fremdheit. Sie geht neben der Mutter und Tante Lola und hört gleichmütig zu, wie die Mutter zu der Freundin sagt: „Ja, eigentlich wollte ich das Kind ja gar nicht mitnehmen, es ist natürlich eine Belastung mit ihr hier in Berlin, aber . . ." Das hat Erika nun schon so oft gehört, daß es ihr gleichgültig ist. Es ist nur merkwürdig, immer wieder, wenn die Mutter über „das Kind" spricht, so, als sei es weit weg und nicht als ginge es nebenher und könne alles mitanhören. Aber man denkt da nicht viel darüber nach. Da ist ein kleiner Hund, mit ganz langen Haaren, so daß man seine Beine gar nicht sieht, der

beschäftigt Erika. Er hat solch zärtliche Augen unter den dichten Haarbüscheln und schnuppert Erika zutraulich an, wie er ihr Interesse bemerkt.

„Kuck nur, Mutti," sagt Erika, „wie niedlich er ist, und er riecht wohl Harras an meinem Mantel!"

„Ja, ja, komm nur," meint die Mutter ungeduldig, und zieht Erika. „Siehst du, nun ist es zu spät!" ... Sie stehen am Straßenübergang, aber da kommt ein Omnibus und sie müssen warten, bis er vorbei ist.

Ein nagelneuer, hübscher, hellgelber Omnibus ist es, der herankommt. Er fährt um den Platz, er will in die Straße einbiegen, an deren Ecke Erika steht. Und gerade, wie der Omnibus bei Erika vorbeikommt, steckt er eine kleine rote Pfote heraus und winkt damit. Er wedelt so niedlich damit hin und her, daß es wie eine heiße Freudenwelle durch das kleine Mädchen hindurchläuft. Sie kann nicht anders, — sie hebt ihr Händchen und winkt wieder. Dann ist er vorbei, der Omnibus, und winkt auch nicht mehr. Er hat nur Erikas Gruß abgewartet. Ach, was war das für ein furchtbar netter Omnibus.

Als die Mutter mit dem Kind über den Fahrdamm herüber ist, sagt sie mit einer Falte auf der Stirn: „Wem hast du denn eben gewinkt?" Erika schweigt. „Na, hast du meine Frage nicht gehört?" — „Dem Omnibus," sagt Erika schüchtern. — „Unsinn, dem Omnibus. Sei doch nicht so mundfaul. Es war wohl jemand im Omnibus, der dir zuwinkte?" Pause. Erika überlegt. Sie wirft einen schnellen Blick in der Mutter streng auf sie gerichtete Augen. — „Ja," sagte sie dann leise, den Kopf gesenkt.

Zuhause angekommen, sagt die Freundin zu Erikas Mutter: „Du, höre mal, Helga, ich halte es doch für meine Pflicht, dir etwas zu sagen. Du weißt, Erika behauptete, es habe ihr jemand aus dem Omnibus gewinkt. Ich habe zufällig aufgepaßt. Das stimmt nicht. Es hat keiner gewinkt. Ich meine, du müßtest das doch wissen."

Die Mutter ist außer sich. Erika hat gelogen. Noch nie hat sie das Kind dabei ertappt. Es ist das erste Mal. Aber vielleicht hat sie es schon öfter getan. Wer weiß das nun. Es ist greulich. Das eigene Kind lügt einen an. „Ich verstehe das einfach gar nicht, Lola. Sie hat es doch nicht nötig. Das ist nun das Resultat einer sorgfältigen Erziehung. Ich bin einfach außer mir. Es ist doch wirklich nichts an dem Kinde versäumt worden, sie kann haben, was sie will. Ich verstehe das nicht, sie hat doch das Lügen nicht nötig."

„Man muß es ihr jedenfalls zum Bewußtsein bringen, daß sie nicht lügen darf, gleich beim ersten Mal," meint die Freundin.

Natürlich, selbstverständlich," sagt die Mutter, „sonst gewöhnt sie es sich erst richtig an, wenn sie denkt, es merkt keiner."

Und so gibt es eine lange Auseinandersetzung mit der kleinen Erika ob ihrer Lüge. Eine schwierige, strenge Rede, so daß sie zum Schluß gar nicht mehr weiß, was nun eigentlich wahr ist. Der Omnibus hat ihr zugewinkt und sie hat wiedergewinkt. War das denn schlimm? Und man hat doch gesagt, daß es so war, aber die Mutter hat es nicht geglaubt. Da hat man gesagt, was sie glaubte und hören wollte. Und das war auch nicht recht. Wie soll man das in seinem kleinen Kopf in Ordnung bringen, noch dazu, wenn man soviel Zeit dazu bekommen hat. Man hat Stubenarrest, um darüber nachzudenken. Aber mit allem Denken kommt man nicht einen Schritt weiter. Man kann auch gar nichts darüber sagen, gar nichts. Auch nicht, wenn die Mutter zum dritten Mal meint: „Wenn du nicht reden sollst, dann redest du wie ein Wasserfall, und wenn du reden kannst und sollst, dann bist du plötzlich stumm." Das hilft da nichts. Es ist nicht so, daß man reden könnte auf Kommando. Da ist eine Tür zugefallen. Eine Tür, die nur wieder zu öffnen wäre mit viel Liebe und Verstehen. Und zum Verstehen gehört Zeit. Zeit-Haben oder Zeit-Nehmen. Und Zeit-Lassen. —

Zehn Jahr später, dann wird die kleine Erika es besser gelernt haben, ihre Gedanken und Empfindungen zu verbergen, um sie vor Verständnislosigkeit, vorm Auslachen, zu schützen. Und ihre Mutter wird sich bitter darüber beklagen, daß ihr Kind seine eigenen Wege geht. Das undankbare Kind. Denn: „es ist doch nichts an ihm versäumt worden."

. . sie hebt ihr Händchen und winkt wieder . . .

Erziehliche Plaudereien

»Aus der Perspektive eines Kindes«.

Von Hans Alt.

Das Kind greift nach dem silberglänzenden Mond. Es möchte ihn haben und weiß noch nichts aus seiner kleinen Erfahrung von Raum und Entfernung.

Wir leben in der Welt der Großen und haben die Welt in den Größenverhältnissen der Erwachsenen organisiert und aufgebaut.

In dieser Welt der Großen lebt das Kind. Wir sind oft zu sehr versucht, im Kinde einen kleinen Erwachsenen zu sehen und vergessen ganz, uns in die Größenverhältnisse — und Empfindungen eines Kindes hinein zu denken. „Gib' doch acht, dummes Kind!" sagt die Mutter, wenn Klein-Friedelchen sich gestoßen hat. Wußte das Kindchen etwas um die drohend nahe Tischecke?

Wir gehen mit einem vierjährigen Kind spazieren. Es schiebt seinen Puppenwagen vor sich her, dessen Verdeck so hoch ist, wie das Kind selbst. Stellen Sie sich vor, die Mutter müßte einen Kinderwagen vor sich her schieben, der etwa 1,60 Meter hoch wäre. Ein herrlicher Anblick, ein Dutzend solcher Kinderwagen-Ungetüme in einem Park herumfahren zu sehen!

Der kleine Fritz macht Wettrennen auf seinem Roller. Seine Aermchen muß er hochrecken, um die Lenkstange zu fassen. Und los gehts zwischen den hastenden Großstadtmenschen durch. Fritz braucht bestimmt keinen Führerschein. Stellen Sie sich einen Roller für „uns" vor in den entsprechenden Größenverhältnissen! 2,10 Meter müßte er schon hoch sein.

Schauen Sie einmal die Hauswände der Häuser an! Höhe durchschnittlich 15—20 Meter. Wir fassen sie direkt in unseren Blick. Und das Kind? Es lebt in der Stadt der Hochhäuser, der Wolkenkratzer. Wären für uns die Autos, Elektrischen und Omnibusse in den Größenverhältnissen für das Kind gebaut, zweistöckige Ungetüme würden durch unsere Großstadtstraßen schaukeln. Jede Treppenstufe wäre 50—60 Zentimeter hoch.

Wir haben es uns doch bequem gemacht. Die Welt ist für den Erwachsenen organisiert. Das Kind muß sich in ihr zurecht finden, sie „erobern". Gehen wir einmal in unsere Wohnungen! Alles wächst entsprechend der Proportionen unserer Kleinen ins Gigantische. 5 Meter lange Tische, die Betten 3,50 Meter hoch, Löffel, Messer und Gabeln werden zu Instrumenten für Riesen.

Aufnahme Schersch

Was sollen nun diese Vergleiche? Ein Spiel mit Zahlen? Sind es Täuschungen? Empfindet das Kind die Uebersetzungen der Größenverhältnisse über seinen Wahrnehmungsbereich hinaus?

Das festzustellen ist Sache der Wissenschaftler.

Um was es' mir geht, ist die kleine Bitte an die „Großen", doch immer wieder daran zu denken, daß das Kind ja nicht immer schuldig ist, wenn es sich nicht in der Raumwelt der Erwachsenen zurecht findet, wenn es die abgrundtiefe Treppe herunter kollert, vom Stuhl herunter purzelt, gegen Tische und Bänke knuppst. Helfen wir ihm, sich zurecht finden und bemühen wir uns, auch noch aus den Empfindungen der Kindwelt heraus, wenn auch bewußt, unsere Umweltbereiche zu sehen, um dem Kinde dann verstehender gegenüber handeln zu können. —

Geschichten von Hans-Erich

Er muß überall dabei sein.

Hans-Erich, der Fünfjährige, ist es gewöhnt, überallhin mitgenommen zu werden. Sei es zum Kaffeebesuch, sei es in die Stadt zu Einkäufen oder einem weiten Spaziergang. Ueberall muß er dabei sein. „Er ist doch schon soo groß", und „er muß doch die Welt kennenlernen". „Es ist ganz gut, wenn er mitgeht, da wird er beizeiten selbständig," meint seine Mutter.

Das ist er auch. Wenn er bei Großmutter und Tanten in dem kleinen Hafenort ist, treibt er sich den ganzen Tag umher, irgendwo auf der Straße, am Hafen oder an der See. Er findet bestimmt immer etwas, was ihn interessiert und was er mitnehmen kann. Da gibt es herrliche Steine, abgerissene und verlorengegangene Knöpfe, einen Spiegel, ein Stückchen Bernstein oder auch mal ein Taschenmesser oder eine Schere.

Unbeschreiblich sieht Hans-Erich aus, wenn er von seinen Ausflügen heimkehrt. In dem schwarzgrauen Etwas, aus dessen Aermeln die braunen Arme hervorsehen, erkennt man nur mit Mühe das vor kurzem noch weiße Hemd. Und daß er sich am Tage mehr als einmal eine gründliche Reinigung

gefallen lassen mußte, merkt man ihm nicht an. Kommt er so nach Hause, dann wird nur an seinem Hemd ein wenig herumgewischt, die Arme und Hände gewaschen und dann geht es zu Tisch und danach wieder hinaus. Müde und hungrig findet er sich von selbst zum Abendbrot ein.

Da erklingt irgendwo am Strande Musik. Vater und die Tanten wollen hinuntergehen. Hans-Erich will auch mit. Und er darf es selbstverständlich, dafür sorgt schon Mutter. Sie schiebt ihn einfach hinter ihrer Schwester zur Tür hinaus. Daß es bereits neun Uhr ist, scheint sie nicht zu sehen. Oder doch? Aber nun ist ein wenig Ruhe, und schlafen kann der Junge ja noch genug!

Indessen geht Hans-Erich an Hand der Tanten immer hübsch die Promenade auf und ab, auf und ab, quängelt und mault, weil man ihn nicht allein laufen läßt, weil man immer nur hin und her geht und vor allem, weil er müde ist. Vater schilt, rüttelt ihn wohl auch tüchtig durch und droht Strafe an, wenn er nicht artig sei. Aber was hilft's?

Aber zu Hause angekommen, gibt es noch so allerlei zu besehen, noch so allerlei zu hören und zu erzählen. Da will Mutter noch ein bißchen mit den Tanten plaudern, bevor sie den Jungen ins Bett bringt. Und dann will er noch etwas zu trinken haben und dann zu essen, dann soll es noch eine Tafel Schokolade sein oder ein Keks. Und er bekommt alles — natürlich. Der Junge ist doch müde und darf nicht aufgeregt werden. Indessen schlägt die Uhr 11. —

Vater und Sohn.

„Ja, ja, du kannst nachher wieder auf die Straße gehen," damit beendete die Mutter die Bitten ihres Fünfjährigen.

Kurze Zeit darauf sitzt die Familie beim Mittagessen. Vater und Sohn auf dem Sofa. Und wie alltäglich beginnt sofort der Krieg zwischen beiden. „Junge, sitz still." „Iß langsamer, Hans-Erich." „Schlag nicht immer mit deinen schmutzigen Schuhen an das Sofa." „Mache Tante Ediths Kleid nicht schmutzig." „Laß Tante Edith in Ruhe essen, nachher kannst du ihr noch genug erzählen und fragen." „Laß den Hund in Frieden, er tut dir nichts, wenn du ihn nicht ärgerst. Der hat schon sein Futter bekommen." „Nachher wirst du schlafen."

Hans-Erich sagt zu allem nichts. Denn Mutter ist soeben ins Zimmer getreten, kann er da eine bessere Fürsprecherin haben als sie? Er schlägt nur einmal nach dem Vater, als dieser ihm auf die unruhigen Hände einen Klaps gibt und noch einen auf die baumelnden Beine. „Du," brüllt er, „immer mußt du mich hauen."

Da fährt auch schon die Mutter dazwischen. „Ihr könnt euch aber auch nie vertragen."

Gehorsam rücken Vater und Sohn ein Stückchen auseinander und verzehren schweigend ihre Suppe. Kaum ist das Essen abgetragen, als die Beine von Hans-Erich schon wieder an dem Tischtuch zu finden sind, um gleich darauf auf das Sofa niederzuknallen und mit einem Ruck an Tante Ediths helles Kleid anzustoßen und dort einen großen dunklen Fleck zu hinterlassen. Vater sieht seinem Jungen mit Ruhe zu, dann verbietet er ihm das Hinundherrutschen.

„Och, hahaha", ist die einzige Antwort, und die Beine schlenkern weiter.

„Du, ich habe dir doch gesagt, daß du artig sein sollst. Geh' jetzt hinaus."

„Ich will aber nicht."

„Laß doch den Jungen bloß. Laß ihn doch ruhig auf dem Sofa sitzen. Bleib man da, Hans-Erich", sagt die Mutter.

„Ich habe dir aber gesagt, du sollst hinausgehen. Wird's bald?"

„Ich brauch dir nicht zu gehorchen. Ich brauch bloß der Mamma zu gehorchen", das sagt der Junge, nicht etwa als Triumpf, sondern als ruhige, sachliche Feststellung.

». . . die hätten bei mir nichts zu melden . . .«

Einen wilderen Jungen als den fünfjährigen Hans-Erich gab es in dem kleinen Städtchen wohl kaum. Es war für Großmutter und Tanten jedesmal eine Qual, wenn er auf Besuch kam. Und wie oft kam er! Jeden Sonnabend brachte ihn der Zweiuhrzug. Und jedesmal durchrannte und durchbrüllte er zuerst alle Zimmer, zog den großen grauen Kater am Schwanz, daß der nach ihm ausschlug und ihm eine große Schmarre an der Hand beibrachte, trat dem kleinen, ängstlichen Dackel auf die Pfoten, daß er jaulend in die Sofaecke flüchtete und kniff das kleine Kindermädel, das zu seiner Betreuung herbeigeholt wurde, in die Beine. Kurzum, es war eine Zeit voll Drangsal und Plage, wenn Hans-Erich im Hause weilte.

Nun begab es sich aber, daß seine Mutter erkrankte, und er zu seiner Großmutter gebracht wurde. Ein wenig bangte er sich nach seinem Kinderzimmer, dem schönen Spielzeug und dem hellen Bettchen, auch ein bißchen nach der Mutti und dem Vati. Aber lange dauerte diese Stimmung nicht an.

Bald wußten die Tanten und Großmutter nichts mit ihm anzufangen. Sagten sie, er solle auf die Straße gehen, um zu spielen, blieb er in der Sofaecke sitzen und ärgerte den Dackel, riefen sie ihn zum Essen, dann blieb er auf der Straße. Schlugen sie ihn aber mal auf die Finger, dann brüllte er, daß die Nachbarschaft zusammenlief und gegen die Erwachsenen Partei ergriff. „So ein kleiner Junge." „Wie kann man zu dem Kind bloß so häßlich sein." „Mit einem fünfjährigen Kind muß man doch auch ohne Schläge fertig werden." „Diese dämlichen Frauen müssen sich immer einmischen, die hätten bei mir nichts zu melden," erklärte ein Mann und wandte sich ab.

Am nächsten Tage ging Hans-Erich frisch angezogen und gewaschen hinunter zum Hafen. Schwarz und zerzaust kehrte er wieder zurück. „Wo warst du?" „Am Hafen." „Du weißt doch ganz genau, daß du da nicht allein hingehen sollst", mit strenger Miene sprach es der Onkel. „Du mußt ihn eben mal ordentlich scharf anfassen," rief die Tante aus dem Nebenzimmer, „damit er sich's einmal merkt, was er zu tun und zu lassen hat."

„Och, Onkel, daß sich diese dämlichen Frauen immer einmischen müssen, bei mir hätten die nichts zu melden," damit kehrte sich Hans-Erich ab und holte sich ein Stück Schokolade aus dem Büfett. Erika Schulemann.

Der kleine Zottelbär

Von Ewald Kissing

Da liegt der kleine Zottelbär
vorm Bettchen meines Jungen.
Wie ist er doch den ganzen Tag
mit ihm herumgesprungen.

Der arme kleine Zottelbär
muß dulden alle Launen.
Bald fliegt er hin aufs harte Holz,
bald liegt er in den Daunen.

Mal hält er ihn am Köpfchen fest,
mal an den Vorderbeinen.
Wenn er nur etwas Leben hätt',
er würde immer weinen.

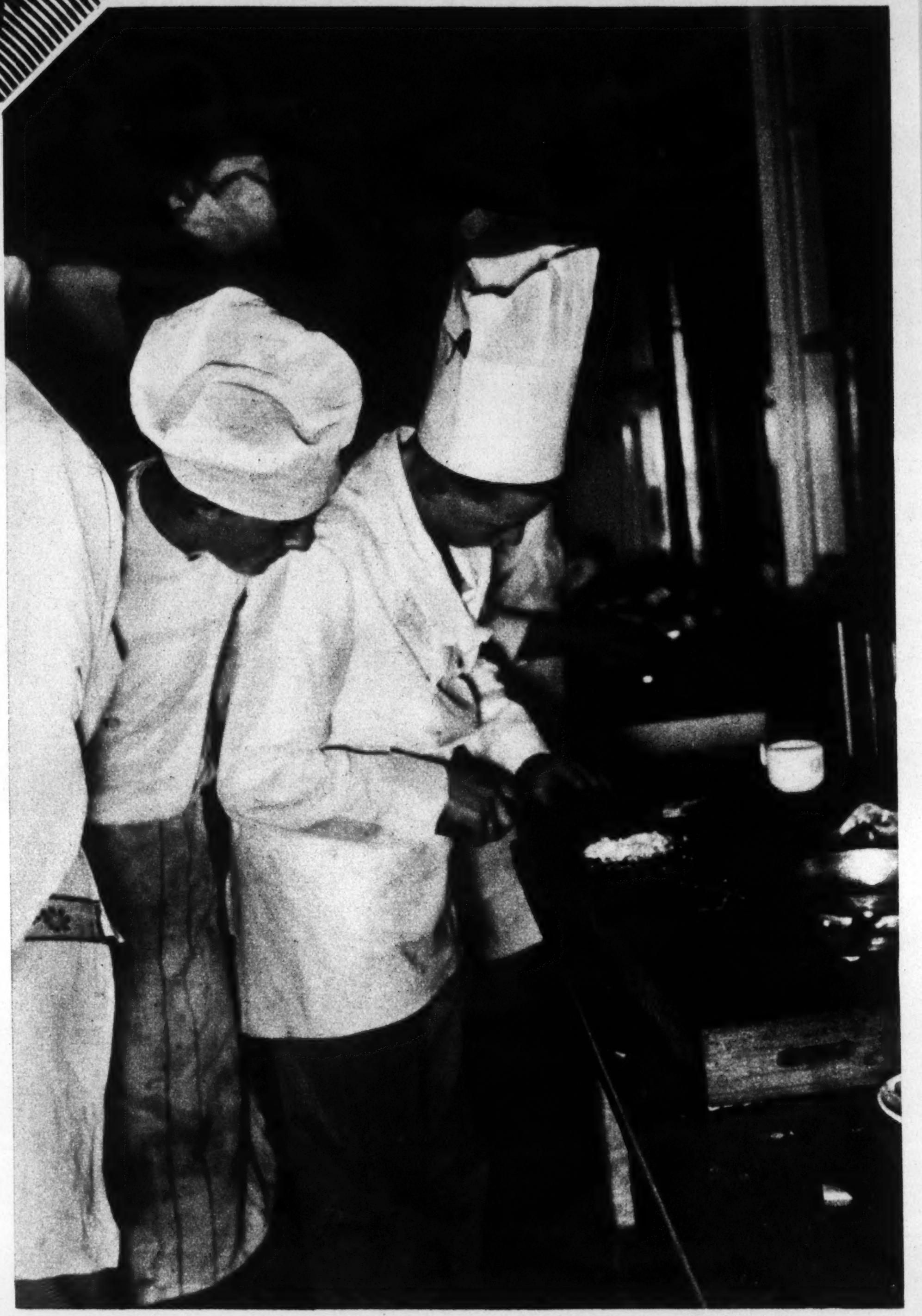
So aber ist der Zottelbär
der Freund von meinem Buben.
Und beide wandern hin und her,
durch Flure und durch Stuben!

Ich möchte wie der Zottelbär
Freund sein den kleinen Wichten,
die in dem Spiel mit ihrem Bär
ihr Tagewerk verrichten,

die mit dem kleinen Zottelbär
das Glück in Händen tragen,
das uns wie sel'ges Leuchten ist
aus eignen Jugendtagen!

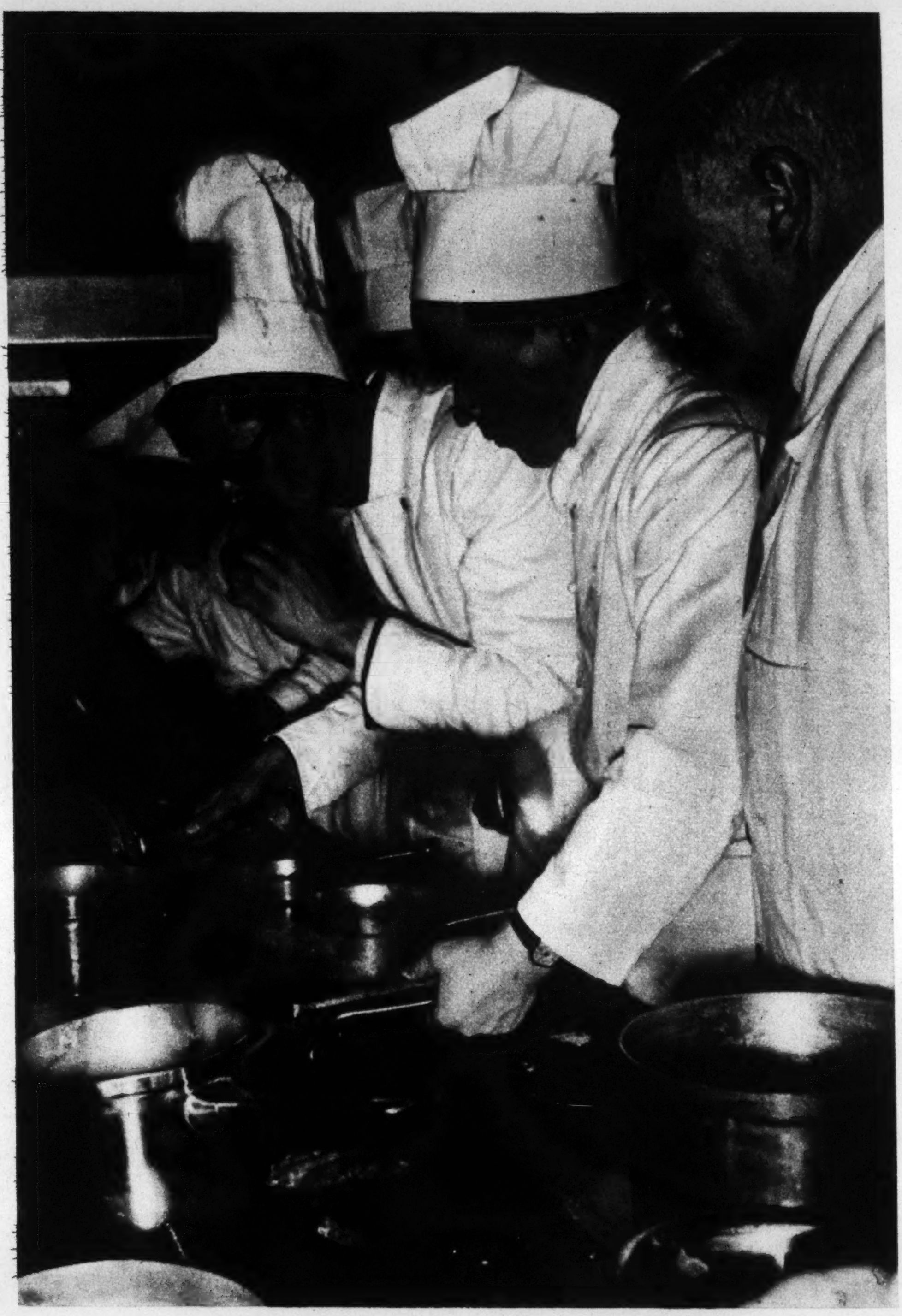
Was können unsere Jungen werden?

Der Koch



Die Ausbildung zum Koch beginnt leider nicht, wie der junge Lehrling sich vielleicht geträumt hat, mit Kochen, Schmoren und Braten wunderbar duftender Gerichte nach geheimnisvollen Vorschriften; und sie fängt erst recht nicht mit dem Essen an. Vielmehr steht der zukünftige Küchenchef am grauen Morgen seines ersten Arbeitstages, ob Sommer oder Winter bei angedrehter Lampe, in einer Ecke und putzt Möhren, lernt dann zur Abwechslung Hühner ausnehmen und darf sich vielleicht nachher daran versuchen, einen Aal aus dem Fischbassin zu holen und auf sachgemäße Art vom Leben zum Tode zu bringen. Die Küche wird immer heißer und dunstiger, der Weg in den Kühlraum ist fast eine Erholung, aber ein paar Tage später merkt man, daß sich der Mensch an solche Temperaturunterschiede erst gewöhnen muß. Die Nahrung, die dem Lehrling vorgesetzt wird, ist gut und ausreichend, aber die Delikatessen, die er täglich zubereiten sieht, sind darin nicht vertreten. Auch das will gelernt sein: mit vollem Verständnis für den Wohlgeschmack und mit immer geübterer Zunge Köstlichkeiten herzustellen, die nachher ein ganz unbekannter Jemand aufißt, der vielleicht nicht einmal darauf achtet, was er in Eile in sich hineinschlingt. Und noch eins: die Arbeit des Kochs, vom jüngsten Lehrling bis zum welterfahrenen Küchenchef, vollzieht sich *hinter den Kulissen* und anonym. Wenn die Hausfrau den Lohn ihrer Arbeit am Herd beim Mittagessen an den Gesichtern von Mann und Kindern ablesen kann und darüber hinaus Lob und Tadel mit deutlichen, manchmal allzu deutlichen Worten vernimmt, hat auch der dankbare und kennerische Gast in einem größeren Restaurant kaum Gelegenheit und Bedürfnis, der weißbemützten unsichtbaren Mannschaft ein Wort der Anerkennung zu sagen. Möglich, daß der Kellner ein lobendes Wort weiterträgt in den geheimnisvollen Hintergrund, in den die Namen der Speisen nach der Karte hineingerufen werden und aus dem die angerichteten Platten herauskommen. Sicher ist nur, daß die Ungeduld und der Tadel des Gastes (gleichgültig, ob er recht oder unrecht hat) einen schnellen Weg in die Küche finden; alles übrige erfährt der Koch auf Umwegen. Für jene seinerseits Unsichtbaren, die Gäste, aber arbeitet er und opfert er sich auf. Wenn sie Feste feiern, hat er am meisten zu tun. An ihrem Sonntag ist sein arbeitsvollster Werktag. Weihnachten, Neujahr, Ostern und Pfingsten kann der Koch an die eigne Familie, an die allgemeine Feiertagslaune auch nicht eine Stunde denken.

All das wird den Koch, den sein Beruf erst wirklich gepackt hat, nicht irre machen; und auch der zukünftige Lehrling, der mit aufrichtiger Lust in die neue Lebensarbeit geht, wird sich durch solche Vorstellungen nicht abweisen lassen. Das sollen diese Worte ja auch gar nicht. Sie sollen nur aussprechen, daß nicht jeder zu diesem Berufe paßt, und am allerwenigsten das verwöhnte Muttersöhnchen, das sich für ein anderes Handwerk „zu schade" vorkommt



oder dem es in einem Büro „zu langweilig" ist. Für ihn wäre der Beruf des Kochs . . . zu gut und zu anspruchsvoll. Aber auch von dem Willigen und ehrlich Strebsamen muß viel gefordert werden; neben einem guten Kopf und einiger Geschicklichkeit nicht zuletzt eine unverwüstliche Gesundheit, vor allem eine gesunde Lunge, ein kräftiges Herz und ein Knochenbau, der das andauernde Stehen bei der Arbeit aushält. Ebenso unvermeidlich wie die Hitze der Herde und der Bratöfen ist die vorwiegend künstliche Beleuchtung. Die vorgeschriebene sportliche Betätigung im Rahmen der Berufsschule ist daher gerade für den Kochlehrling ein Segen und wird ihn lehren, auch für später den Schädigungen vorzubeugen, die seine Gesundheit bedrohen. — Wo soll der künftige Küchenmeister beginnen, wo soll also der junge Lehrling eintreten? Der Ehrgeiz der Eltern und die Begeisterung des Jungen sehen nach einem „ganz großen" Hotel in der Weltstadt; die Erfahrung des Fachmannes rät zu einem mittleren Betrieb, der im Rufe guter Küche steht. Nicht, daß etwa in den großen Betrieben schlechter gekocht würde; aber sie sind für den Neuling unübersichtlicher und zu spezialisiert in den einzelnen Arbeiten. Ein zu kleiner und zu einseitiger Betrieb kommt ebenso wenig in Frage; hier gäbe es zu wenig zu sehen und zu lernen. Die Suche nach einer wirklich guten Lehrstelle ist daher für die Eltern des Lehrlings eine verantwortungsvolle Sache, umso mehr, als die Zahl geeigneter Betriebe im Verhältnis zu dem Ueberangebot an Lehrlingen nicht groß ist. — In jeder ansehnlicheren Gaststätte besteht die Küchenmannschaft aus mehreren Köchen unter der Führung des verantwortlichen Küchenmeisters (Küchenchefs); in diese Mannschaft tritt der neue Lehrling nun ein. Nachdem er die wichtigsten Handgriffe geübt und die unentbehrlichsten Fachausdrücke (die internationale Küchensprache ist französisch) sich angeeignet hat, wird ihn der Lehrmeister reihum bei den einzelnen Abteilungsküchen in die Schule schicken: ein paar Wochen beim Saucenkoch, ein paar Wochen beim Suppenkoch, dann beim Bratenkoch, in der kalten Küche. Indem der Lehrling diesen Kreislauf während seiner Lehrzeit vielmals wiederholt, wird er nach und nach in alle gebräuchlichen Arbeiten seiner vielverzweigten Handwerkskunst eingeführt. Die Berufsschule ergänzt diese Ausbildung praktisch und theoretisch; so lernt der junge Schüler der Gastronomie auch schon über die besonderen Eigenheiten des eigenen Lehrbetriebes hinausschauen. Denn nicht nur in jedem Land und in jeder Gegend, auch in jeder einzelnen Gaststätte wird ihrer Eigenart entsprechend verschieden gearbeitet. In der Berufsschule, im Gespräch mit den Berufskameraden erfährt der Lehrling, daß und wie es auch anders sein kann. Aber die feste Grundlage seiner eigenen künftigen Küchenerfahrung bleibt doch die Uebung des Betriebs, in dem er selbst täglich lernt und praktisch arbeitet. Die Schule und alle späteren Ausbildungsmittel ersetzen diese handwerkliche Ausbildung nicht, sie wollen und können sie nur ergänzen und weiter auf ihr aufbauen.

Die Gesellenprüfung ist ein großer Tag. Da haben die Lehrlinge des Gaues, in kleine Gruppen zusammengeschlossen, zum ersten Mal selbständig ein tafelfertiges Essen herzustellen, das von ihren künftigen Berufskameraden, den Kellnerlehrlingen, an kunstgerecht gedeckten Tischen der hohen Prüfungskommission serviert wird. Das sind sachverständige Esser, für die die Lehrlinge sich hier mühen; aber freilich eben darum auch unbestechliche Kenner, die sich kein X für ein U machen lassen! In der theoretischen Prüfung hat der Lehrling zu erweisen, daß er auch die Grundkenntnisse seiner Kunst beherrscht, nicht zuletzt deren rechnerische Grundlagen. In den Gesellenjahren muß dies alles erweitert und vertieft werden, in möglichst vielen guten Hotels und Restaurants, möglichst auch im Auslande, so schwer es auch heute für den jungen Koch ist, dort in Arbeit zu kommen. Kenntnis fremder Sprachen, vor allem des Englischen und Französischen, sind für den Koch mit höherem Ehr-

geiz unerläßlich. Und nur der Erwerb guter kaufmännischer Fähigkeiten, vor allem in der im Gaststättengewerbe besonders schwierigen (aber besonders wichtigen) Kalkulation, führt den späteren Küchenmeister zu selbständigen, leitenden Stellungen. Aber gerade die gute Organisation und Kalkulation des Führers einer Kochmannschaft lenkt doch immer wieder zu Fertigkeit und Kunst des Handwerklichen zurück: gut kalkulieren heißt für den Küchenmeister Vorräte und Reste geschickt verwerten! Also ist die wohlerlernte, denkend geübte und durch lange Erfahrung geläuterte Küchenkunst doch schließlich alles.

Hans Hajek.

4 Aufnahmen Atlantic-Photo

Wie wird man Koch?

Die Ausbildung geschieht in einer 3—4jährigen praktischen Lehrzeit. Nach der Berufseignungsprüfung durch die Berufsberatung und einer mehrwöchigen Probezeit in der gewählten Lehrstelle wird der Lehrvertrag abgeschlossen; doch bieten auch später noch Zwischenprüfungen der Berufsschule die Möglichkeit zum Ueberwechseln in verwandte Berufe oder zur Erneuerung der Berufswahl, falls sich der Lehrling aus irgendwelchen Gründen für den Kochberuf als ungeeignet erweist. Ebenso können Fleischer, Bäcker, Konditoren mit Anrechnung eines Teils ihrer bisherigen Lehrzeit den Kochberuf noch ergreifen, was eine sogar beliebte Kombination ist. Nach der theoretischen und praktischen Abschlußprüfung vor den Gausachverständigen der Fachgruppe „Gaststättengewerbe" der Reichsbetriebsgemeinschaft Handel in der DAF ist den jungen Gesellen auf vielfache Weise Gelegenheit zu weiterer Ausbildung gegeben: durch den Besuch der Reichssprachenschule für das Deutsche Gaststättengewerbe in Wernigerode und durch Fortbildungskurse an der Reichskochschule in Frankfurt/Main oder durch Inanspruchnahme der internationalen Austauschstelle in Baden-Baden. Nach mindestens fünfjähriger Arbeit als Geselle wird der Koch zur Küchenmeisterprüfung zugelassen, die künftig für alle führenden Stellen Voraussetzung sein wird.

Frauen am Bienenstand

Das ist für viele eine ungewohnte Vorstellung. Ist nicht die Bienenzucht eine Nebenbeschäftigung der Landlehrer und Landpfarrer oder auch der Bauern, warum sollen Mädels daraus einen Beruf machen? So werden mit Recht viele fragen. Und doch haben sich grade in den letzten Jahren erfreulicherweise immer mehr junge Mädchen der Bienenzucht zugewendet. Wir brauchen in Deutschland eine Vermehrung der Bienenvölker als wichtige Voraussetzung für eine Vermehrung unseres Obstbestandes, und wir sehen in der Bienenzucht eine günstige Verdienstmöglichkeit für den Bauern und den Siedler. Grade auf dem Bauernhof und auf der Siedlerstelle wird es sehr vom Interesse und den Kenntnissen der Frau abhängen, ob die Bienenzucht in Gang kommt und erfolgreich ist. Schon deshalb ist es zu begrüßen, wenn die künftigen Landfrauen vor der Ehe die Bienenzucht erlernt haben. Außerdem aber verbessert die Kenntnis der Imkerei die Berufsaussichten für manche landwirtschaftlichen Frauenberufe. Die Gärtnerin, die Geflügel- und die Kleintierzüchterin, aber auch die Gutssekretärin kommen sehr oft in die Lage, den Bienenstand mitversorgen zu müssen.

Falsch ist es, zu glauben, weil die Bienenzucht zumeist nebenberuflich ausgeübt wird, könne sie auch so nebenbei miterlernt werden. Das Bienenvolk führt ein sehr eigenartiges Leben, von dem der Imker etwas wissen muß, wenn das Volk in seinen Kästen oder Körben gedeihen und die Honigernte

ertragreich sein soll. Gewiß gilt als oberster Grundsatz, daß die Bienen so wenig wie möglich gestört werden sollen; wenn aber zur Zeit der Aus- und Einwinterung, beim Schwärmen und beim Schleudern der Imker in das Leben eines Bienenvolkes eingreift, dann hängt die Existenz des Volkes davon ab, daß es richtig geschieht. Dabei kommt es in der Hauptsache auf praktische Erfahrung an. Deshalb kann man auch keinem raten, sich ohne längere Erfahrung mit einer größeren Imkerei selbständig zu machen. Wer seine wirtschaftliche Existenz auf der Bienenzucht aufbauen will, der muß allmählich die Zahl der Völker zunächst bis auf 40 und gegebenenfalls noch weiter vermehren.

Die Arbeit des Imkers und dementsprechend auch die Ausbildung zur Imkergehilfin umfaßt vier Gebiete: die Bienenpflege, die Honigbehandlung, die Wachsbehandlung und die Krankheitsbekämpfung. Die Seuchen, vor allem die bösartige Faulbrut, sind eine so gefährliche Bedrohung des Bienenbestandes, daß die Reichsfachschaft der Imker sogar besondere Seuchenwarte zur Beratung ihrer Mitglieder bestellt hat. Für die Ausbildung zur Imkergehilfin kommen (drei Sommer, zwei Winterhalbjahre) verschiedene Wege in Betracht: zwei- bis dreijährige praktische Lehre bei einem Imkermeister mit abschließender Gehilfenprüfung vor der Landesbauernschaft, oder aber der Besuch eines Ausbildungskursus an einem Bienenzuchtinstitut. Solcher Institute gibt es etwa 16 in Deutschland, das älteste ist das in Erlangen. Alle diese Institute veranstalten ganz regelmäßig etwa viertägige Lehrgänge für die praktischen Imker und es ist zu raten, daß auch ein Lehrling zu Beginn seiner Lehrzeit einen solchen Kursus mitmacht, der ihm gewisse theoretische Kenntnisse als Grundlage für die Ausbildung vermittelt. Außerdem aber haben einige dieser Institute zwei- bis dreisemestrige Kurse zur völligen Erlernung der Imkerei eingerichtet. Hier ist besonders das Landesinstitut für Bienenforschung in Celle zu nennen, das in einem 1½jährigen Lehrgang eine volle imkerische Ausbildung vermittelt und zugleich den Schülern und Schülerinnen Gelegenheit gibt, die Kleintier- und Seidenraupenzucht zu erlernen. Andere Institute halten ihren Lehrgang nur während zweier Sommersemester ab und überlassen es den Schülern, den Winter anderweit für ihre Ausbildung zu nützen. Durch die Berufsberatung oder auch durch die Fachschaft der Imker im Reichsverband der Kleintierzüchter kann man leicht erfahren, wie die Ausbildungsmöglichkeiten hier und dort im Einzelnen sind. Die Imkerei ist ein Beruf, dem man erst in jüngster Zeit besonderes Interesse entgegenbringt und dessen Ausbildungsregelung bisher noch nicht starr festgelegt ist. Körperliche Gesundheit und ein gewisses geistiges Auffassungsvermögen sind die einzigen Voraussetzungen, auf die es ankommt. Jedenfalls ist aber jedem Mädel, das die Imkerei berufsmäßig betreiben will, zu raten, die praktische Lehre nicht nur durch einen viertägigen Lehrgang, sondern möglichst auch durch einen Semesterkurs an einem Bieneninstitut zu ergänzen, um die theoretischen Kenntnisse zu vertiefen, so wie umgekehrt denen, die einen längeren Ausbildungskurs durchgemacht haben, zu empfehlen ist, in einer Großimkerei weitere praktische Erfahrungen zu sammeln.

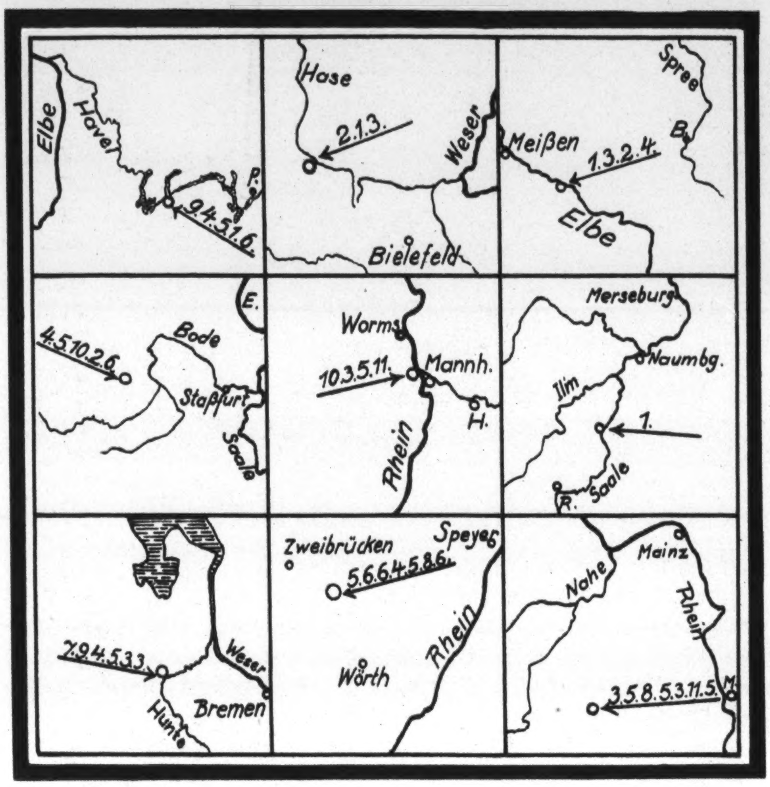
Die Arbeit in der Imkerei ist anders als in jeder anderen Tierhaltung. Die Bienen verlangen keine regelmäßige und schon gar nicht etwa eine tägliche Pflege. Im Frühjahr werden die Völker ausgewintert, und wenn nötig, durch Honigfütterung zu einer raschen Vermehrung gereizt und möglichst stark gemacht. Danach bringt die Zeit des Schwärmens, Ende Mai Anfang Juni, für den Imker wieder mehr oder weniger Arbeit, je nachdem, ob er Zucht betreibt oder nicht. Für die Vermehrung des Bienenbestandes ist die Königinnenzucht von besonderer Wichtigkeit, für eine Bienenkönigin aus guter Zucht werden heute 10—12 RM. gezahlt. Die übrige Sommerarbeit besteht im Ernten der zwei oder drei Honigtrachten. Wer seine Völker zu einer richen Honigproduktion bringen will, der muß mit ihnen wandern, um alle Blüten auszunützen und womöglich „reine Trachten", d. h. Honig nur einer bestimmten Sorte zu erzielen. So geht es von den Akazien zu den Linden, oder vom Raps zum Klee und im Spätsommer zur Spättracht womöglich in die Heide. Ist im September der letzte Honig geschleudert, so werden die Völker noch einmal gut gefüttert und stark gemacht, damit sie den langen Winter gut überstehen. Dann erfolgt die Einwinterung und dem Imker oder der Imkerin bleiben nur noch die technischen Arbeiten zu tun. Aus den alten Waben wird Wachs geschmolzen, Kästen werden gebaut oder Körbe geflochten und die Mittelwände für den neuen Wabenbau vorgerichtet. Wenn man diese Arbeit überblickt, so versteht man, daß unter den mehr als 300 000 Imkern in Deutschland nur ca. 200 Großimker sind, die die Imkerei als Hauptberuf betreiben. Es leuchtet aber auch ein, daß die Imkerei sich mit manchen anderen ländlichen Frauenberufen sehr gut vereinigen läßt.

Wer sich ernsthaft mit der Bienenzucht befaßt, der findet große Freude und Befriedigung bei seinen Bienenvölkern. Unter allen Tieren, die der Mensch sich unmittelbar nutzbar gemacht und die er in seinen Lebenskreis mit aufgenommen hat, nehmen die Bienen eine besondere Stellung ein. Die Fürsorge der Menschen hat die Lebensgewohnheiten der Bienen nicht verändert, sie sind nicht zahm, sind keine Haustiere geworden. Unvorstellbar ist es, daß wir einer Biene gegenüber ähnlich empfinden könnten, wie wir es tun für Hund und Katze, die Tiere im Stall und selbst für einen Vogel im Käfig. Und doch hat der Umgang mit den Bienen für viele Menschen einen großen Reiz. Nicht das kurzlebige Einzelwesen (die Bienen werden nur wenige Wochen alt) erweckt Anteilnahme und Interesse, sondern das Leben des ganzen Bienenvolkes, das so eigenartig organisiert ist, und das uns in manchem an das staatliche Leben der Menschen erinnert.

Gerda Simons.

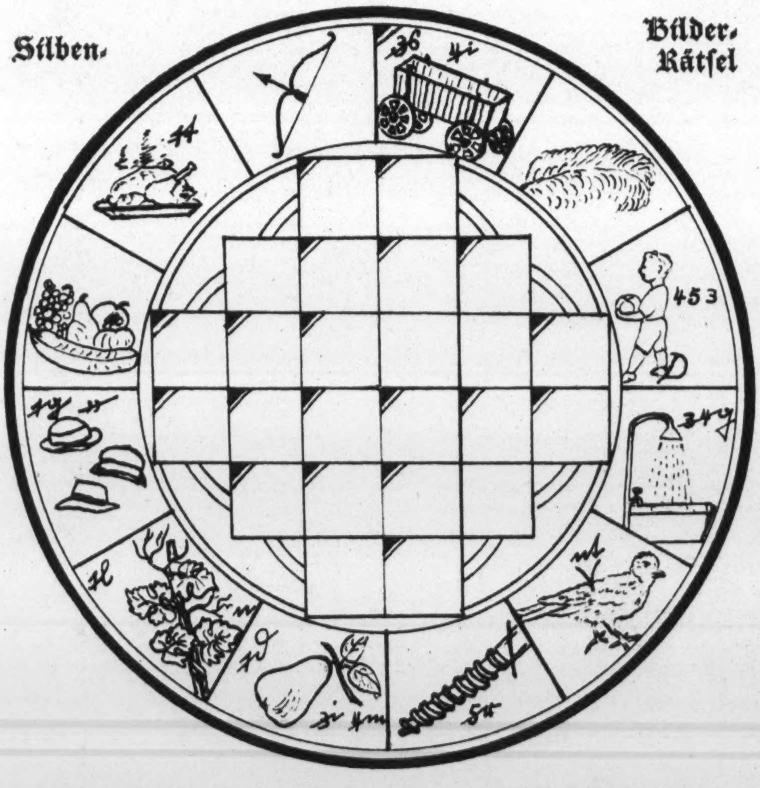
Kurzweil am Feierabend

Geographisches Rätsel



Zunächst sind die Namen der Städte, auf die die Pfeile zeigen, zu suchen. Werden den Namen die durch Ziffern auf den Pfeilen bezeichneten Buchstaben entnommen und in der Reihenfolge der Skizzen gelesen, so ergibt sich ein Zitat aus „Hermann und Dorothea". (ß = ss.)

Silben-Bilder-Rätsel



Beim Zeichen beginnend, ergibt jedes Bild zwei Silben, die fortlaufend in die mittleren Felder eingetragen werden. Die besonders bezeichneten Silben ergeben einen Spruch.

Zahlen-Spielereien

Der französische Philosoph Fontanelle (um 1750), der beiläufig bemerkt, ein Alter von 99 Jahren erreichte, hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß jedes Produkt der Zahl „9" in der Quersumme der Ziffern wieder 9 gibt, z. B.:

$2 \times 9 = 18$, Quersumme: $1+8 = 9$
$5 \times 9 = 45$, Quersumme: $4+5 = 9$
$8 \times 9 = 72$, Quersumme: $7+2 = 9$

Der Mathematiker de Mairan entdeckte, daß, wenn man die Ziffern einer mehrstelligen Zahl rückwärts liest und dann die kleineren von den größeren subtrahiert, die Differenz regelmäßig 9 oder ein Vielfaches von 9 ergibt; z. B.:

25; umgekehrt 52; $52-25 = 27 = 3 \times 9$
384; umgekehrt 483; $483-384 = 99 = 11 \times 9$

Dieselbe Eigenschaft stellt sich bei den Quadraten und Kuben der Zahlen heraus. Das Quadrat von 12 ist 144, das der umgestellten Zahl 21 ist 441; $441-144 = 297 = 33 \times 9$; und die Ziffern in jedem Quadrate geben auch zur Summe

$$9 = 1+4+4 = 4+4+1.$$

Der Kubus von 12 ist 1728, die umgestellte Zahl heißt 21. $21^3 = 9261$: aber $9261-1728 = 7533 = 837 \times 9$.

Ferner: $1+7+2+8 = 18 = 2 \times 9$; $9+2+6+1 = 18 = 2 \times 9$.

Fernere Potenzen von 12 und 21 ergeben ähnliche Resultate. 9 ist eben 10—1, das verfolge man nur. Noch eine Kuriosität sei hier angemerkt. Die Zahl 37 mit 3 oder mit einem Produkt von 3 bis zu 27 multipliziert gibt als Produkt stets eine Zahl mit drei gleichen Ziffern und die Summe der das Produkt bildenden Ziffern ergibt stets den gebrauchten Faktor, z. B.:

$37 \times 3 = 111$; $1+1+1 = 3$
$37 \times 6 = 222$; $2+2+2 = 6$
$37 \times 24 = 888$; $8+8+8 = 24$
$37 \times 27 = 999$; $9+9+9 = 27$.

*

Anekdoten

In Harrow in England ist es Bestimmung, daß sich die Zöglinge der dortigen berühmten Schule nach einer bestimmten Zeit des Abends auf keinen Fall mehr auf der Straße antreffen lassen dürfen. Darauf beruht eine hübsche Begebenheit, die dem Rektor der Schule, Doktor Longley, dem späteren Erzbischof von Canterbury, passierte. Eines Abends promenierte er noch in den Straßen, um nach angestrengter Arbeit noch ein wenig frische Luft zu schöpfen, als er in einiger Entfernung zwei Schüler flanieren sieht. Er konnte sie wegen der Dunkelheit aber nicht mehr genau erkennen. Also machte er sich auf, lief ihnen nach und erreichte sie endlich auch. Inzwischen hatten die beiden aber Lunte gerochen und gaben ihrerseits Fersengeld. Es gelang dem Rektor nur noch, den einen am Rockschoß zu erwischen, worauf dieser sich mit kräftigem Ruck losriß, davoneilte und den verblüfften Rektor mit — einem abgerissenen Rockschoß in der Hand stehen ließ.

Sowas! dachte sich Longley; aber warte, Bürschchen, dich werde ich schon noch erwischen, wenn du morgen mit einem Rockschoß in die Schule kommst.

Am nächsten Morgen war sein erstes, seine Zöglinge auf ihre Rockschöße hin zu untersuchen. Wie erstaunte er aber, als er bemerken mußte, daß jeder Junge, ohne Ausnahme, nur einen Schoß am Rock trug!

Er hatte die Rechnung ohne den Korpsgeist seiner Schüler gemacht und somit den Uebeltäter nie erwischt! Weswegen er aber eher stolzer war auf seine Jungen!

*

Ein schönes Wort des Märchendichters Andersen erzählt Pierre Veron in seinen Memoiren:

Andersen war aus Dänemark nach Paris gekommen, wo es ihm so gut gefiel, daß der Philosoph Victor Cousin ihn eines Tages fragte:

„Hätten Sie nicht Lust, ganz bei uns zu bleiben? Es muß doch ein trauriges Leben sein in Ihrer Heimat."

Andersen seufzte, schüttelte aber den Kopf und sagte endlich:

„Liebt man seine Mutter weniger, wenn sie häßlich ist?"

Auflösungen aus Heft 9

Bilderrätsel-Rösselsprung

In den Krankheiten der Kinder offenbaren sich die Laster der Eltern.

Blumenrätsel - Rosette

Laßt uns vergehen für unser Land und unsere Freiheit, auf daß unsere Kinder ein freies Land bewohnen!
Männer, auf! Und seid gerüstet! Ihr dürft nicht leben als Sklaven.
Ernst Moritz Arndt.

Silben-Versteck-Rätsel

Wie der Acker, so die Rübchen,
wie der Vater, so die Bübchen.

Versteck-Rätsel

Gesunde Kinder sind eine Quelle der Freude.

Bilder-Rätsel

Fühle dich verantwortlich für das kommende Geschlecht.

Fortsetzung der amtlichen Mitteilungen

Mißhandlung und Ueberanstrengung Jugendlicher. In diesem Zusammenhang stellt Dr. Weigelt in dem Mitteilungsblatt des Jugendführers „Das Junge Deutschland" die Forderung auf, auch seelische Mißhandlungen Jugendlicher zu bestrafen. Nach der bisherigen Rechtsprechung stelle eine bloße psychische Einwirkung, die lediglich das seelische Wohlwollen berührt, keine Gesundheitsschädigung dar, es sei denn, daß dadurch die Nerven in einen krankhaften Zustand versetzt werden. Diese materialistische Auffassung werde aber dem Schutzbedürfnis gerade des jugendlichen Seelenlebens nicht gerecht. Die Folgeerscheinungen einer seelischen Drangsalierung seien in der Regel viel schwerer zu beseitigen als körperliche Mißhandlungsspuren. Besonders bei der Ausübung des auf dem so unglücklich gefaßten § 127a der Gewerbeordnung beruhenden Züchtigungsrechts des Lehrherrn würden nicht selten derartige folgenschwere seelische Mißhandlungen begangen.

Neue Haushaltungsschulen des BdM.

Die Anmeldungen zu den ersten BdM.-Haushaltungsschulen, die im April eröffnet wurden, erfolgten derart zahlreich, daß in kurzer Zeit die gesamten Schulen vollauf besetzt waren. Aus diesem Grunde gibt das Soziale Amt der Reichsjugendführung bekannt, daß schon jetzt neue Anmeldungen für die Jahres- und Halbjahreskurse der BdM.-Haushaltungsschulen entgegengenommen werden. Die Anmeldungen sind nur an das Soziale Amt der Reichsjugendführung (nicht an die einzelnen Schulen), Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10, zu richten. Der Anmeldung ist beizufügen: ein handgeschriebener Lebenslauf, ein Lichtbild, ein polizeiliches Führungszeugnis, ein BdM.-Führungszeugnis, beglaubigte Zeugnisabschriften, ein Gesundheitszeugnis, die schriftliche Einwilligung der Eltern oder des gesetzlichen Vertreters.

Die Mädel erhalten nach ihrer schriftlichen Anmeldung an das Soziale Amt der Reichsjugendführung eine Bestätigung ihres Schreibens und werden von hier aus zu dem festgesetzten Zeitpunkt einberufen. Es wird empfohlen, die Anmeldungen schon jetzt vorzunehmen, da einige Schulen zum größten Teil schon durch Neuanmeldungen besetzt worden sind. Es werden auch Mädel aufgenommen, die nicht dem BdM. angehören.

Die bisher stattgefundenen Halbjahreskurse, die am 1. Oktober 1936 abgeschlossen werden, beweisen schon jetzt, daß sich die BdM.-Haushaltungsschulen in jeder Hinsicht bewährt haben. Die Mädel erhielten in diesen Kursen grundlegende Kenntnisse in den Arbeiten der Hauswirtschaft, des Gartenbaues, der Kleinkinderpflege und wurden außerdem weltanschaulich geschult. Sie werden zu frischen und natürlichen Menschen erzogen — zu Frauen wie sie heute gebraucht werden. Es ist selbstverständlich, daß diese Schulen kein „Jugendparadies" im Sinne der „Pensionate" sind, sondern daß sie den Mädeln in klarer und zielbewußter Arbeit das Rüstzeug geben, das von der späteren Frau und Mutter gefordert werden muß.

Demnächst gibt das Soziale Amt der Reichsjugendführung einen Prospekt heraus, aus dem ersichtlich ist, wo die einzelnen Schulen liegen, ob sie Halbjahres- oder Jahreskurse führen, wie hoch das Schulgeld ist, wie der Lehrplan aussieht u. a. m. Dieser Prospekt kann ebenfalls von dem Sozialen Amt der Reichsjugendführung angefordert werden.

Da seitens der Eltern und Mädel große Nachfrage und großes Interesse für die Haushaltungsschulen des BdM. besteht, werden in nächster Zeit noch einige Schulen neu eröffnet, die voraussichtlich in der Nordmark, in Thüringen und in Westfalen liegen.

Keine Spielsachen schenken, die die Gesundheit gefährden!

In einer Warnung, die das Reichsgesundheitsamt zum Schutze der Volksgesundheit bekannt gibt, heißt es: man habe in letzter Zeit bei Spielwaren aus Stoff leider die Feststellung machen müssen, daß die Befestigung einzelner Teile in einer Weise erfolgte, die vom gesundheitlichen Standpunkte nicht gutgeheißen und geduldet werden können. Dies ist besonders der Fall, wenn die Kleider der Puppen nicht genäht, sondern mit Stecknadeln befestigt werden. Die Gewerbekreise werden gewarnt, gesundheitsschädliche und die Gesundheit gefährdende Spielwaren herzustellen und zu vertreiben.

Verlag der „Reichselternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW 19, Wallstraße 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.
Unberechtigter Nachdruck verboten. Unverlangt eingesandte Beiträge werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beigefügt ist.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18.

Mutter bekommt Besuch

Aufnahme: Agfa-Bildarchiv